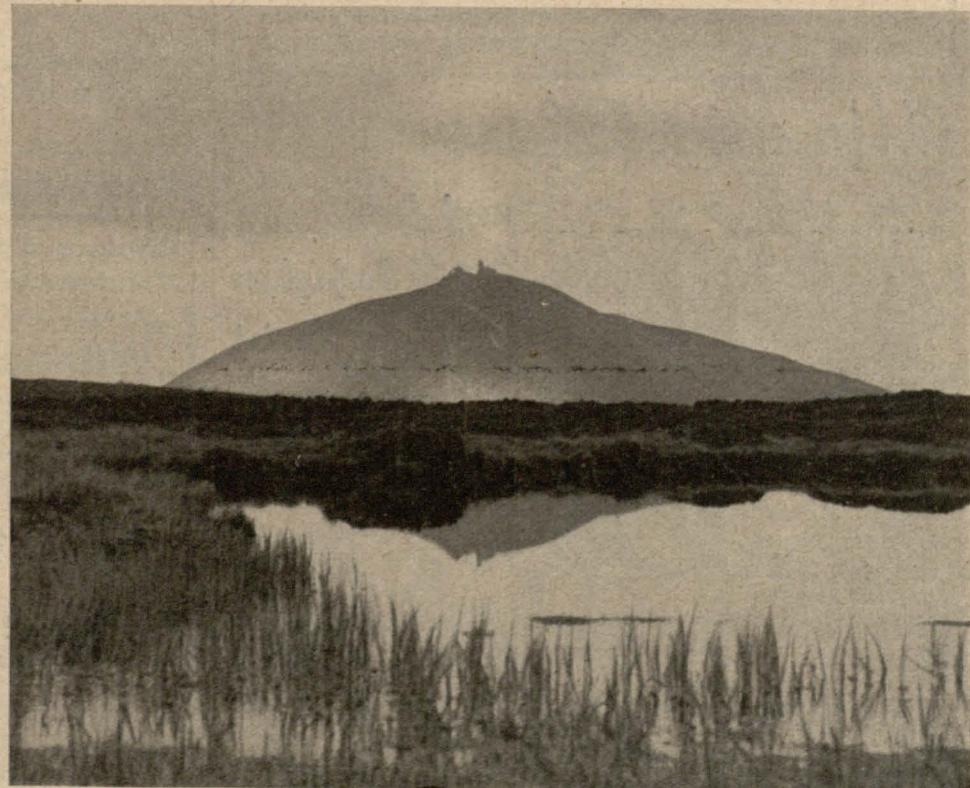


Der Wandrer

im Riesengebirge

Zeitschrift des Riesen- und Isergebirgs-Vereins



Hochmoor und
Schneekoppe

Lichtbild von T. Herwalt

November 1931

Heft 11

Verlag Wilh. Gottl. Korn / Zeitschriften-Abteilung / Breslau 1

Inhaltsverzeichnis:

G. Hase: Tothebst. — Professor Otto Nafet: Die Kamm-Moore des Riesengebirges. — Fedor Sommer: Unter Krippenreutern und Wippern. — Vom Gebirge. — Auf alten Pfaden. — Bücherschau. — Hauptvorstand und Ortsgruppen. — Anzeigen.

Vierte werbende Veranstaltung der Schlesischen Monatshefte Internationale Foto-Ausstellung

mit einer Sonderschau Schlesischer Amateure und Berufsfotografen

vom 15. November bis 15. Dezember im Kunstmuseum Breslau, Graupenstraße 14

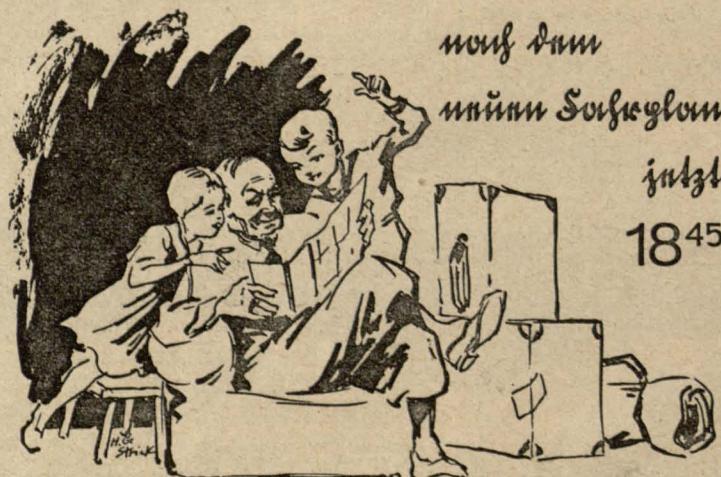
Eröffnung: Sonntag, den 15. November 12 Uhr

Im übrigen ist die Ausstellung geöffnet: an Wochentagen 9—14 Uhr an Sonntagen 11—14 Uhr

Der Eintrittspreis beträgt einschließlich des illustrierten Kataloges 50 Pfennige

Abonnenten der Schlesischen Monatshefte genießen bei Vorweis des Novemberheftes freien Eintritt

Ollo noir für kann



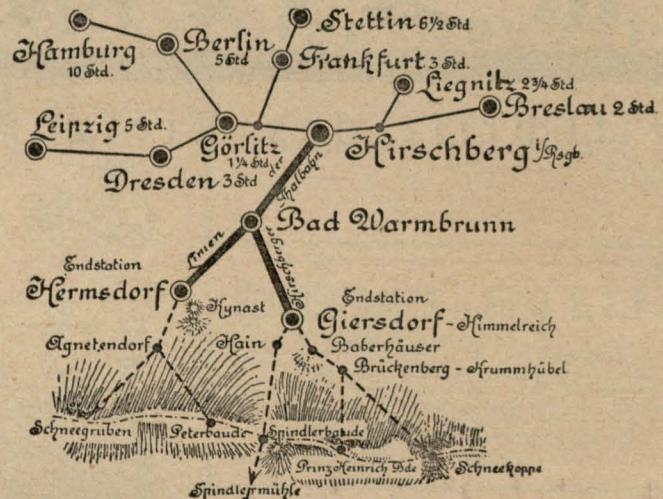
Nur
den Amtlichen Taschenfahrplan
benutzen!

RM. —,75

Verlagsbuchhandlung Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1



Hirschberger Thalbahn



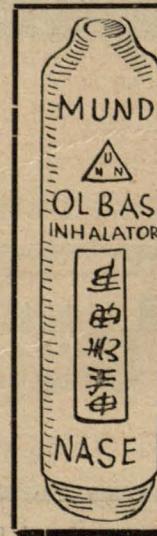
Die günstigste Verbindung von Hirschberg in das Herz des Riesengebirges.

Anschluß an alle Fernzüge in Hirschberg.

Erfolgreiche Verkehrswerbung, erfolgreiche Kundenwerbung, volle Häuser, ständig Gäste durch den von allen Freunden unserer Berge gelesenen
„Wanderer im Riesengebirge“

Verlangen Sie unverbindlich die Anzeigenpreise vom Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1

In Schlesien liest man die
Schlesische Zeitung



Olbas
-Taschen-Inhalator,
gefüllt mit dem allein echten
Oleum Basileum

sollten Sie stets bei sich führen.
Der beste Schutz gegen Erkältungen, Katarre und Grippe.
Inhalator aus Porzellan in Lederetui zu 1.90 RM. erhältlich vom

Prana-Haus, Pfullingen B 30/Württ.

Täglich begeisterte Anerkennungen. Verlangen Sie die kostenlose, hochinteressante Broschüre.
Jeder, der die Broschüre bestellt, erhält gleichzeitig eine Anzahl Lebensreformsschriften im Werte von 2.— RM. kostenlos zugestellt.



im Riesengebirge

Zeitschrift des Riesen- u. Iser-Gebirgs-Vereins

Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriften-Abteilung, Breslau 1



Schriftleiter: Dr. Herbert Gruhn, Breslau 10, Borderbleiche 7 II

Bezugspreis im Abonnement monatlich 25 Pf. Für Mitglieder des R.-G.-V. ermäßiger Preis. Bestellungen nimmt jede in- und ausländische Postanstalt und der Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, Schubrücke 83 (Fernsprecher Sammelnummer 52611, Postcheckkonto Breslau 31151) entgegen. — Anzeigen für die sechsgewaltene Millimeterzeile oder deren Raum 0,20 Mr. Bei Wiederholung Rabatt. — Anzeigen-Annahme durch den Verlag und alle Annoncen-Expeditionen.

Nr. 11

Breslau, 1. November 1931

51. Jahrgang

Totherbst

von G. HASE

Lange schon fiel das Laub von den Bäumen, von Stürmen in wildem Tanz herabgewirbelt. Oder nach kalten Nächten rieselte es herab hältlos, lautlos, unaufhörlich wie bunte Flocken.

Im dichten braungelben Blätterteppich wühlt und raschelt ein leiser Wind.

Ein glanzloses Licht, von matter Sonnenscheibe gespendet, erhellt fahl den kurzen Tag. Doch öfters noch hängen die nassen schweren Nebel in den Bergwäldern, als ob sie diese erstickten wollten.

Das vergilbte Gras liegt wirr am Boden, regennäß. An verblichenen, tiefgebeugten Halmen sickern zu Perlen schnüren aufgereihte Wassertropfen ins aufgeschwemmte Moos.

Verhüllt und wie abwesend verschwimmt der Wald.

Bäume und Strauchwerk drohen als schwarze Gerippe vor den plötzlich sichtbar gewordenen und wie entkleideten Häusern der Menschen.

Stille ist eingekehrt. Atempause der Natur. Erschöpfstes Einhalten.

Totherbst nennt der Gebirgler diesen jahreszeitlichen Bezirk. Und die für den Menschen so beziehungsreiche Natur erwies sich auch in diesem kurzen Abschnitt so zwingend für ihn, daß er in höchstem Einklang mit ihr die Gedenktage für seine Toten in diese Zeit gelegt hat.

Welkes Blatt, verblichener Mensch sind einander eng verwandt.

Aus der Natur als seinem Urgrund hat der Mensch von jeher alles bezogen, was ihm dient und frommt, seine treffendsten Vergleiche, seine fruchtbringendsten Anregungen, Trost und Hilfe. Indem er sich die Natur denkend erarbeitet, ist sie seine größte Lehrmeisterin geworden.

Und zuletzt kehrt er dem welken Blatt gleich in ihren Schoß zurück, aufgenommen in ihren unübersehbar großen Kreislauf. Ihr Gesetz: Stirb und werde, gilt auch für ihn.

Noch ehe das tote Blatt zur Erde taumelt, steht die junge Knospe fertig gebildet — Milliarden Knospen! — winzig klein und so unsichtbar, daß sie nicht vermögen das große Fanal des Sterbens zu mindern — verborgen wie eine in Heimlichkeit gewirkte gute Tat.

Tod und Leben, Anfang und Ende fließen, münden ineinander, sind aneinander gefügt.

„Denn alles Fleisch ist wie Gras“, singt der Psalmist. Gleich dem Tier und der Pflanze ist es „dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben“. Aber er erkennt dieses Gesetz. Er muß es erfüllen — aber bewußt! Hierin scheidet er sich von allen bloßen Naturwesen, die nicht „wissen“. Der Mensch ist der „Bürger zweier Welten“.

Er allein ist das denkende, das erkennende, das bewußt Werke schaffende Geschöpf der Erde, er ist der Träger, der Bewahrer und Mehrer der Kultur. Er allein hat die Freiheit des Willens, aber auch — die Verantwortung für sein Tun und Handeln. — Und nach seinem leiblichen Tode ist ihm ein Fortleben im Geist zuteil, im Gedächtnis seiner Lieben, seiner Mitmenschen, durch das Beispiel, das er gab. Seine guten und bösen Taten bleiben und stifteten weiterhin Segen oder



Totherbst an der hohen Jser

Gemälde von Eduard Enzmann

Umsegeln. — Es bleibt zurück sein Lebenswerk, die heimlich gewirkten Knospen, die zur Entfaltung kommen, lange nachdem ihr Schöpfer und Träger zu Staub zerfiel.

Immer ist der Tod in das Leben verankert. Ein jeder trägt ihn in sich wie eine Frucht, die einmal reif sein wird.

Im Totholz gelten die Gedanken der Lebenden, denen, die unter welken Blättern schlummern.

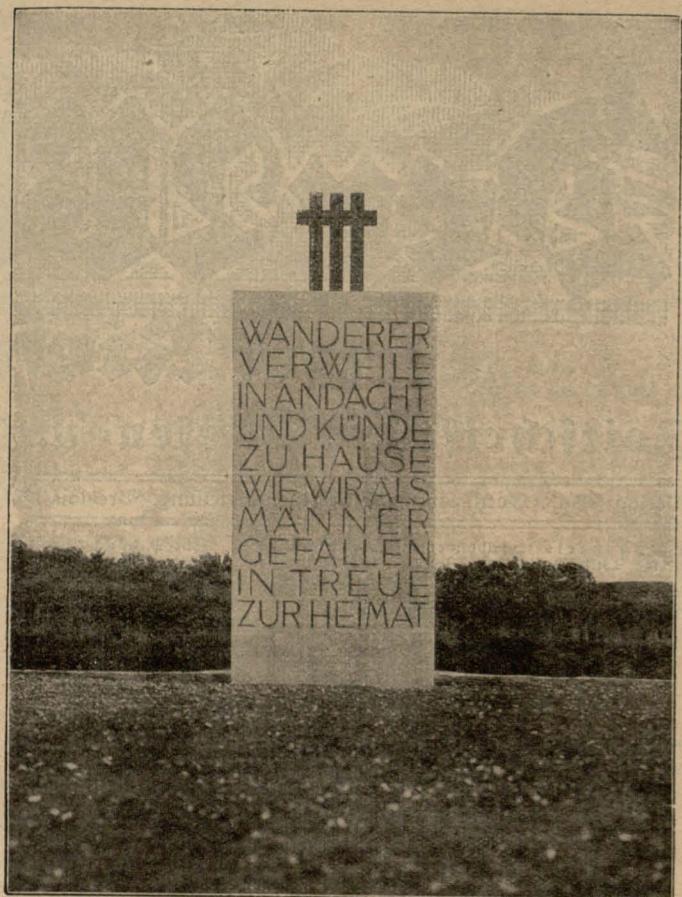
Es ist die Zeit der Totenfeiern.

Vor dem innern Blick stehen die unermesslich weiten Friedhöfe des Krieges. Vor ihrer trostlosen Verlorenheit flüchtet sich das Auge in den übersehbaren vertrauteren Bezirk der Heimat.

Um die Jahreswende, am 28. Dezember 1930, starb Professor Otto Nafe, Führer des Riesengebirgsvereins und Erforcher der Naturgeschichte des Riesengebirges. Am 20. Juni war ihm der poetische Gestalter der Kulturgeschichte des Hirschberger Tales, Fedor Sommer, im Tode vorangegangen. — Zu ihrem Gedächtnis erscheinen die beiden folgenden Arbeiten, die dem Nachlaß entnommen sind. Noch einmal soll ihre Stimme wie ein freundlich verhallendes Echo aufflingen als ein Beweis und Zeugnis dafür, daß der Mensch lebt, auch wenn er gestorben ist, durch sein Werk und in seiner Wirkung.

Wahrzeichen auf dem Sammelgrab des deutschen Kriegerfriedhofes Montdidier

Errichtet vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge
Aus dem Archiv des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.



Die Kamm-Moore des Riesengebirges

von PROFESSOR OTTO NAFF

Es ist etwas ganz Eigenartiges um die Schönheit unseres weiten Kammflächen auf dem Kuppenplan und der Weizen Wiese wie auf der Elbwiese und ihren Nachbargebieten. Gewaltig ist der Eindruck dieser weiten welligen Hochwiesen, weithin fehlt jeder größere Höhenunterschied, jeder Gefällsbruch, die Reliefsenergie des Gebirges erscheint erschlafft, wie schwermüdig, gealtert, im Laufe der Erdgeschichte einförmig geworden stimmt uns die an das Nordland erinnernde Landschaft. Diese Kammhochflächen, deren fahles Grün des Borstengrases, des „Wolfs“, abwechselt mit den schwarzgrünen Tupfen, Streifen und Inseln des Kiechholzes, tragen an ihren breitesten Stellen einen ebenso eigenartigen Schmuck, der ihrem Stimmungsgehalt völlig angepaßt ist, auch einförmig auf den ersten Blick, auch teils fahl, teils dunkel, einen Schmuck, der für den Naturfreund ebensoviel ihm allein zugehörige Merkwürdigkeiten, Rätsel des organischen und anorganischen Lebens, Reize feinsten und verwickeltesten Art aufweist wie die Flächen selbst. Es sind die Kammhochmoore. Sie zieren die Landschaft, ob im Frühjahr ihr Grün hell schimmert, ob es sich im Sommer kräftiger dunkel von der umgebenden Grasmatte abhebt, ob sich im Herbst seine Sumpfpflanzen zum Teil violett verfärbt scharf von ihrer Umgebung abheben. Sie sprechen uns gleich schön an, ob die Sonne ihre dunklen Wasserflächen glitzernd aufblinken läßt, oder ob der schwarze Spiegel matt durch Dunst und dünnen Nebel hindurchschimmert, oder ob Mond und Sterne aus dem Wetter herauszuleuchten scheinen. Sie wirken bedeutsam auf uns ein, mag ihre Oberfläche wie schlafend bei ruhigem Wasser glatt sich ausbreiten, mag ein leiser Wind sie sanft krauseln oder der Sturm sie wild aufwühlen und die hohen Gräser an ihren Rändern und in ihrer Mitte wild zerzausen. Freilich etwas Geheimnisvolles, Unheimliches, Tückisches, haben diese Sumpfflächen, die dem un-

vorsichtigen Wanderer bei Nacht und Nebel auch Verderben bringen können, und wäre unsere Riesengebirgsbewölkung poetischer begabt als sie es ist, eine Fülle von Volkssagen würde sich um diese Moore spinnen. Unsere Maler haben sehr wohl den Reiz ihres geheimen Wesens erkannt, einen tiefen Eindruck von ihrer herben Schönheit erhalten.

Indes ist die Bedeutung der Kamm-Moore nicht erschöpft in ihrem ästhetischen Werte für die landschaftliche Eigenart und Schönheit; sie stellen auch für die Wissenschaft Gegenstände höchsten Interesses dar. Ihre Bildungsgeschichte birgt unzählige Rätsel. Die abgestorbenen und noch lebenden Pflanzenbestände, die diese Moore zusammensezen, formen merkwürdige Lebensgemeinschaften, ihr Werden und Vergehen unter den verschiedenen biologischen Bedingungen erfordert ein eingehendes Studium, die regelmäßige Folge ihrer Ablagerungen lassen endlich sichere Schlüsse ziehen auf Veränderungen im Klima unseres Kamms und damit unseres ganzen Gebirges seit der Eiszeit und auf einen weitgehenden Wechsel in seinem Pflanzenkleid, besonders des Waldes. Auch ihre Kleintierwelt wird künftigen Forschern wohl noch manche Entdeckerfreude bereiten. Endlich ist die wirtschaftliche Bedeutung unserer Kamm-Moore nicht zu unterschätzen. Kommen sie auch für die Moorkultur im engeren Sinne, d. h. für die Umlandung in Wiesen, geschweige denn Felder, kaum in Betracht, wird man sich wohl hüten, diese natürlichen Reservewasserbehälter trocken zu legen, so wird die moderne Forst- und Wasserwirtschaft großen Wert darauf legen, daß diese Nährbecken vieler unserer Gebirgsbäche nicht durch unvorsichtige Eingriffe wie Entwässerungsgräben oder Wegeinschnitte gefährdet werden.

Die umfangreiche Behandlung unserer Hochmoore in der Literatur des letzten Jahrzehntes zeigt, wie sehr sich die Wissenschaft ihrer Bedeutung bewußt ist. Es sind drei Veröffent-

lichungen, die einmal alles zusammenstellen, was über unsere Kamm-Moore bekannt war, und die vor allem unsere Kenntnisse über die Eigenart unserer Moore, ihre Entstehung wie ihr Werden und Vergehen, über die Stellung unserer Moore denen anderer Gegenden gegenüber, über die Schlüsse aus ihrer Geschichte, auf Klimaschwankungen, in ungeahnter Weise vermehrt und vertieft haben. Im Jahre 1922 erschien die vortreffliche Breslauer Dissertation von P. Rüster: *Die subalpinen Moore des Riesengebirgsstamms*. Fünf Jahre später veröffentlichten die beiden berühmten Moorforscher der Prager deutschen Universität K. Rudolph und Fr. Firbas ihre grundlegenden „Paläofloristische und stratigraphische Untersuchungen böhmischer Moore. III. Die Moore des Riesengebirges“.^{*)} Im Jahre 1928 endlich fasste K. Rudolph seine und seiner Mitarbeiter jahrelangen Studien zusammen in der glänzenden Darstellung: *Die bisherigen Ergebnisse der botanischen Mooruntersuchungen in Böhmen*^{**) (einschließlich unserer Kamm-Moore). Auf diesen drei Werken, die auch die umfangreiche Spezialliteratur angeben, wie auf eigener Anschauung sind die folgenden Darlegungen aufgebaut. Sie wollen den Versuch machen, das Gold wissenschaftlicher Forschungen, das sie naturgemäß oft in einer dem Laien nicht zugänglichen Form ihren meist dem Kreise des Fachgenossen angehörigen Lesern bieten, umzuprägen in kleinere Münze, die bei allen Naturfreunden in Umlauf treten kann. Nur die Haupttatsachen sollen kurz dargestellt, die Hauptfragen knapp behandelt werden ohne jedes gelehrt Beiwerk leichtverständlich, aber doch gründlich. Verständnis für unsere Bergnatur, Freude an ihrer Schönheit, auch an solch oft kaum beachteten Bildungen wie an unseren Hochmooren zu schaffen, ist der Zweck des folgenden Aufsatzes.}

Was verstehen wir unter einem Moor. Es sind dafür die mannigfachsten Begriffbestimmungen gegeben worden; für unsere Riesengebirgsmoore dürfte die von Rüster gegebene zweckmäßig sein. Nach ihm „ist ein Moor ein Gelände, aus dessen feuchtigkeitsliebender Vegetation sich unter dem Einfluß von stehendem, fließendem oder fallendem Regenwasser eine Massenanhäufung kohlenstoffreicher pflanzlicher Zersetzungprodukte bildet — lebendes Moor — oder gebildet hat — totes Moor.“ Eine solche Massenanhäufung entsteht dort, wo die abgestorbenen Pflanzen sich unvollständiger und langsamer zerlegen als das Wachstum der neuen Vegetationsdecke erfolgt, sich also kohlenstoffreiche organische Substanzen anhäufen. Die Temperatur muß für diese Bildung niedrig sein, der Zutritt des Luftsauerstoffes erschwert. Von klimatischen Bedingungen sind günstig für die Moorbildung atlantisches, d. h. vom Meere beeinflußtes Klima mit verhältnismäßig geringen Unterschieden der Temperaturmaxima und -Minima im Lauf des Jahres und der einzelnen Tage, eine besonders im Sommer hohe Regenmenge und viele Nebel. Ungünstig wirken auf die Entwicklung der Moore ein: Kürze der Vegetationszeit, starke, allzusehr austrocknende Besonnung, trockene Winde und plötzliche, starke Regengüsse, die in dem weichen Moore starke Zerstörungen anrichten. Wie steht es nun mit diesen Bedingungen in der Kammregion unseres Gebirges. An den oberen Waldgrenzen, die örtlich sehr stark zwischen 1200 und 1300 Meter schwankt, haben wir eine mittlere Januartemperatur von — 6,5 Grad Celsius, eine Julitemperatur von 11 Grad Celsius, eine durchschnittliche Jahrestemperatur von 1,5 bis 2 Grad Celsius. Die Regenmenge beträgt 1400 bis 1500 mm, die Dauer der Vegetationszeit erstreckt sich auf rund vierinhalb Monate. Oben auf der Kammfläche, es sind die Angaben für die Schneegrubengebäude 1493 m, beträgt die Januartemperatur — 7,7 Grad Celsius, die Julitemperatur 10 Grad Celsius, die Jahrestemperatur 0,8 Grad Celsius, die Regenmenge je nach der Lage bis zu 1900 mm, jedenfalls noch mehr durchschnittlich als an der Waldgrenze, die Vegetationsdauer 3 bis 4 Monate, die Dauer

der Schneedecke 230 Tage. Dazu treten sehr starke Winde. Die Temperaturverhältnisse des Kammes sind also etwa die gleichen wie in Schweden an der polaren Grenze des Waldes, dagegen fällt bei uns oben das Vielfache der Regenmenge als in dem trockenen, subarktischen Schweden (nur 300 bis 500 mm). Günstig für die Entwicklung unserer Moore sind von diesen Verhältnissen die niedrige Temperatur des Sommers und die vielen Niederschläge, ungünstig die kurze Vegetationszeit und die starken Winde. Außer den klimatischen Bedingungen spielen bei der Entwicklung der Moore noch die Bodenverhältnisse eine große Rolle. Der Boden darf kein starkes Gefälle haben, sonst läuft das Wasser zu schnell ab; er muß annähernd eben, höchstens schwach geneigt oder muldenförmig sein; quellige Stellen sind sehr ungünstig. Diese Voraussetzungen sind bei uns auf den Kammflächen meist erfüllt. Der Boden muß ferner undurchlässig sein, um das Einsinken des Wassers zu verhindern. Das wäre unser Granit an sich schon in hohem Grade, aber unsere Moore liegen nie auf anstehendem Granit, sondern auf völlig zerstörtem Granitgrus, der an sich sehr wasserdurchlässig ist. Er kann daher nur dort die Unterlage für ein Moor bilden, wo er durch Quellen oder durchfließende Wasseradern dauernd feucht erhalten wird. Das ist auch bei den meisten unserer Moore der Fall. Diese Durchfeuchtung verhindert nun in hohem Grade die Durchlüftung, und dieser Sauerstoffmangel fördert wiederum die Moorbildung.

Der Höhenlage nach unterscheidet man im Riesengebirge montane und subalpine Moore, d. h. Moore, die sich unterhalb oder oberhalb der Waldgrenze ausgebildet haben. Im benachbarten Jägergebirge, das sehr moorreich ist, kommen bei seiner weit geringeren Höhenentwicklung, die nirgendwo die Waldgrenze erreicht, nur montane Moore vor. Nur die unserem Gebirge ganz eigentümlichen subalpinen Moore sollen hier behandelt werden.*)

Nach ihrer Lage auf dem Untergrund des Kammes treten bei ihnen zunächst zwei Hauptgruppen hervor. Als erste die der Plateaumoore auf einem ebenen oder nur ganz schwach geböschten Untergrunde. Bei ihnen müssen weiter drei Arten zweiter Ordnung getrennt gehalten werden: Plateaumoore auf ganz flachem oder ein wenig gewölbten Untergrunde, zu denen die meisten Moore der ersten Hauptgruppe gehören, Muldenmoore auf mulden- oder rinnenförmigem Untergrund, endlich Sattelmoore, die sich beiderseits einer flachen Wasserscheide, von ihr nach beiden Seiten sanft abfallend, zusammenhängend ausbreiten. Die zweite Hauptgruppe wird von den Hangmooren gebildet. Sie weisen, da sie sich, wie ihr Name anzeigt, an Abhängen ausbreiten, einen stärkeren Fallwinkel auf als Plateaumoore und können sich nur an Stellen ausbilden und erhalten, wo der Boden dauernd stark durch Quellen oder Sickerwasser durchfeuchtet ist und so fortlaufend das bei der Neigung des Bodens abfließende Moorwasser ersetzt wird. Sie kommen bei uns nur auf den flachen Hängen nach der böhmischen Seite zu vor, die Abdachung nach dem Hirschberger Tal zu hat zu starke Neigung, als daß hier Moorbildung in größerem Umfange erfolgen könnte. Ist das Wasser in einem Hangmoor so reichlich vorhanden, daß es als Bach hindurchfließt, so trennt man ein solches Moor noch als besonderes Bachmoor ab. Diese Nebenart kommt auch innerhalb und unterhalb von großen Plateaumooren vor.

Die Oberfläche der Moore zeigt bei uns auf dem Kamm wieder ganz eigenartige Formen. Beide Arten, die Plateaumoore wie die Hängemoore, lassen in der Mitte wohl meist eine Aufwölbung erkennen, sie sind also echte Hochmoore, aber besonders bei den großen Plateaumooren ist diese einheitliche Fläche der Aufwölbung gestört und zerrissen durch ihre stufen- oder streifenförmige Ausbildung. Man unterscheidet meist längere Strecken trockener Bodens und ebensolche, die mit

^{*)} Die Darstellung der montanen Moore des Riesengebirges und des Jägergebirges mit einer vergleichenden Heranziehung der anderen wichtigsten tschechischen Gebirgsmoore, besonders der von mir im Sommer 1930 besuchten Seefelder bei Reinerz und der Moore von Rehwiesen bei Frauwaldau bleibt einer späteren Arbeit vorbehalten.

^{**) Band 43, 2. Abteilung, Heft 2/3 der Beihäfte zum Botanischen Centralblatt, Dresden 1927.}

^{**) Band 45, 2. Abteilung, Heft 1 der Beihäfte zum Botanischen Centralblatt, Dresden 1928.}

Wasser erfüllt oder wenigstens sehr naß sind. Beide ziehen sich in auffälliger Regelmäßigkeit senkrecht zur Böschungsrichtung des Moores hin. Die trockenen Streifen, die „Stränge“, wie sie in der modernen Moorkunde genannt werden, sind nur schmal, vielfach von nassen Querstreifen unterbrochen. Sie tragen mehr oder weniger geschlossene Knieholzbestände, die oft den zonenartigen Verlauf sehr deutlich erkennen lassen, und vielfach verheidet, mit unser Gebirgsholz bestanden. Die nassen Streifen stellen meist ein einheitliches Gebilde dar. Sie werden einmal gebildet von den Schlenken. Es sind dies schmale, nur wenige Meter lange, watten- oder rinnenartige seichte Wasseransammlungen, die sich in den Plateau- wie in den älteren Hangmooren finden. Ihren Grund bedecken Moose die unter der Wasseroberfläche wachsen, oder Schlammassen. In toten, d. h. durch Mangel an Feuchtigkeit abgestorbenen Mooren sind auch sie vielfach wasserlos, man erkennt sie nur noch an der Rinnenform und Resten der Pflanzenwelt. In den mittleren, feuchtesten Teilen der Moore, aber nur der Plateaumoore, dehnen sich größere Wasserflächen aus, die Moortümpel. Sie erscheinen gewöhnlich als mehr oder weniger runde, mit braunem Wasser erfüllte Teiche, 15 bis 30 Meter im Durchmesser, auch noch größer, mit einer Tiefe von einem halben bis anderthalb Meter. Ihren Grund bildet schlammige Torfmudde. Ihre Ufer bestehen oft aus nacktem Torf, zeigen auch mitunter steile Torfränder. Von ihren Rändern her wachsen vielfach Torfmoose und ihre Begleitpflanzen hinein in den Wasserspiegel und bilden die nassen, schwankenden Schwingrasen, durch die der Fuß eines unvorsichtigen Wanderers leicht hindurchtreten kann. Entstanden sind unsere Moortümpel in der Regel durch Aufstauung des Wassers, nur wenige unmittelbar durch Quellen. Kleinere Wassertümpel, die auch zwischen den Schlenken auftreten und gleich ihnen mitunter streifenförmig angeordnet sind, werden als Kolke bezeichnet. Bulten, d. h. kleine, rundliche Erhebungen der Mooroberfläche, die für manche montane Moore anderwärts sehr charakteristisch auftreten (z. B. auf den Seefeldern bei Reinerz), findet man in den Kamm-Mooren selten. Die randlichen Teile, mitunter von der Mitte des Moores her etwas abfallend, daher Randgehänge genannt, sind meist trockener als die inneren Teile, stellenweise tief zerklüftet, meist mit Knieholz und Heidekraut bestanden. Großen Einfluss hat auf diese Ausbildung der Mooroberfläche die Erosion, besonders die durch heftigen Regen und durch die Schneeschmelze gehabt. Durch sie sind die mit Wasser vollgesogenen Streifen ins Rutschen gekommen, und zwar in der Böschungsrichtung (Torfsleiten); durch Auspülung werden viele Kolke entstanden sein, desgleichen die Stellen, wo heute der Torf nackt ohne Vegetation daliegt, durch Wasserabfall werden sich die Risse im Randgebirge gebildet haben. Unterirdisch abfließendes Wasser endlich hat die Moordecke unterspült, zum Einsturz gebracht und Hohlräume gebildet. Auch die Winderosion mag manches beigetragen haben; wir sehen z. B. ganz deutlich, daß die Knieholzsträucher an der Luvseite abgeschnitten sind, daß die Vegetation hier abgestorben und durch Flechtenkrusten ersetzt ist.

Werfen wir nun nach dieser Betrachtung der Oberflächenform unserer Kamm-Moore einen Blick auf ihren Aufbau von unten nach oben, so müssen wir wieder den der Plateaumoore und der Hangmoore auseinanderhalten. Die unterste Schicht des ersten besteht meist aus einem mullerdeartigen Torf, einem zersetzten Waldmodder mit Resten starker im Innern noch gut erhaltenen Knieholzwurzeln. Darauf liegt ein Wollgrastorf, oft in blättrigen Schichten, an dessen Stelle dann weiter nach oben Moostorf, besonders aus Torfmoos-Spagnum, gebildet tritt. Er setzt bei allen Plateaumooren die Hauptmasse des Torfes zusammen, oft Schichten von einem Meter und mehr allein, während an anderen Stellen Reste von Hypergräsern und Heide eingestreut auftreten. Im Ostflügel liegt dann etwa 20 bis 45 Zentimeter unter der heutigen Oberfläche eine Wald- oder Reisertorfschicht, die nach oben und unten von Moostorf begrenzt wird. Ob dieses obere Moostorf auch im Westflügel überall auftritt, steht noch nicht fest. Zuoberst lagert bei den noch lebenden Mooren rezenter, d. h. der Gegenwart angehöriger

Waldtorf. Nach der Tiefe nimmt, wie zu erwarten, der Grad der Verwitterung der einzelnen Bestandteile zu.

Zeigen die Plateaumoore so eine deutliche fünfteilige Schichtung, von oben nach unten (1. Waldtorf, 2. älterer Moostorf, 3. Waldtorf, 4. jüngerer Moostorf, 5. rezenter Waldtorf) so treffen wir bei den Hangmooren keinerlei deutliche allgemeine Schichtung. Ihr schwarzer Torf besteht fast gänzlich aus zersetzten Moosen und Seggen, oft mit Knieholzwurzeln untermengt; in der Nähe des Untergrundes ist er z. T. stark erdig. Die älteren Hangmoore tragen an der Oberfläche meist eine dünne Schicht Waldmoder.

Aus der Schichtung der Plateaumoore läßt sich etwa folgender Verlauf ihrer Lebensgeschichte erschließen: Auf dem Felsboden, wo vielleicht vorher noch eine Sumpfflora gediehen war, erwächst ein sumpfiger Knieholzbestand (1). Er kommt zum Absterben durch die Überwucherung mit Sumpfmoosen und Wollgras. Dann herrschen während langer Zeiträume Sumpfmoose allein (2). Später finden sich wieder vorherrschend, allerdings nur für kurze Zeit, Knieholz und Heide ein (3). Nochmals folgt die Herrschaft der Sumpfmoose (4), aber meist müssen diese jetzt auch der Heide und dem Wollgras Anteil gewähren, bis in der jüngsten Vergangenheit und in der Gegenwart auch wieder Knieholz sich einfindet (5).

Die Bildung der Hangmoore ist ungleich einfacher. Sie entstehen auf nassen Granitgrus aus Wassermoosen und Seggen. Werden sie durch Abnahme ihrer Wassermenge trockener, dann siedelt sich auf ihnen vorübergehend eine den Plateaumooren ähnliche, schließlich eine heideartige Flora an.

Welches sind nun die wichtigsten Pflanzen, die an und in den Mooren wachsen? Wieder müssen wir hier die Zweiteilung von Hangmooren, zu denen hier auch die Bachfermoore hinzuzurechnen sind, und Plateaumooren machen. Bei den ersten gestaltet sich die Pflanzenwelt weiterhin verschieden nach ihrem Alter. Die jungen Hangmoore sind erfüllt mit Polstern von Torfmoos, meist auch begleitet von Astmoos; dazu treten Seggenarten, Pfeifengras, Ruchgras, Schmelen, Weidenröschen, Binsen. Eingesprengt sind Simsen, Brandlattich, Knöterich, Kreuzkraut, Sumpfveilchen und Zweiblättriges Veilchen, Weidenröschen, Habichtskräuter, Felsenlabkraut. Stets enthalten die jüngeren Hangmoore quellige Stellen; an ihnen entwickelt sich eine üppige Moosvegetation, besonders ein für diese Nassen äußerst charakteristisches Moos, das auch in sonst schon ausgetrockneten Mooren den Quellort verrät, ein Calliergon (sarmatum), daneben Sternmoos, Knotenmoos, Haarmoos u. a. Geht dem älteren Hangmoor das Nährstoffe zuführende Grundwasser zum Teil verloren, so siedelt sich in ihm eine weniger anspruchsvolle Flora an. Es erscheinen Knieholz, der „Wolf“, Sauerklee, verschiedene Farne, andere Seggen- und Binsenarten, Schachtelhalme, Geslecktes Knabenkraut, die graublaue Swertie, Hahnenfuß u. a. Das Pflanzenkleid ändert sich gänzlich, wenn nach längerer Torfbildung und bestimmter Austrocknung, die Rasen bildende Simse (scirpus caespitosus) auftritt. Mit ihrem dicken Wurzelsfilz erstickt sie alles und wirkt selbst weiter austrocknend. Jetzt ähnelt der Bestand dem mancher Plateaumoore; denn es tritt auch noch Heide hinzu, dazu Rauschbeere, Isländische Flechten und zahlreiche andere Astflechten. Mitunter kann man an den verschiedenen Teilen eines Moores die verschiedenen Stufen der Florentwicklung beobachten. An dem Hangmoor oberhalb des Elbfalles umgeben üppige Torf- und Astmoorpolster die Quelle oben, die Mitte ist völlig von der rasenbildenden Simse erfüllt, der untere Teil ist verheidet. Die Bachfermoore sind von den jüngeren Hangmooren nur verschieden durch verschiedene Moosarten, die fließendes Wasser lieben; ferner siedeln sich an ihnen gern an ein Sternkraut, eine Montie, ein Ampfer und der wohl allen Wanderern bekannte Germer. Die Plateaumoore weisen im allgemeinen weniger Arten auf, weil sie nährstoffärmer sind. Dafür müssen wir bei ihnen verschiedene floristische Bestandstypen trennen. Der erste, der Sumpfmoostyp, der früher eine noch größere Ausdehnung hatte, nimmt auch noch heute weite Flächen besonders auf

Sattelmooren ein. In trockenen Mooren erfüllt das Sumpfmoos die ehemaligen Tümpel und den früheren Schwingrasen an dessen Rändern. Seine Begleiter sind Seggen und Binsen, Sonnentau, Rauschbeere, Wollgras, Moosbeere, Wilder Rosmarin und verschiedene Moose. Mitunter treten noch hinzu Alpenwollgras, Siebenstern und die Moltebeere (im Westen). Der zweite Typ, der der Rasenbildenden Segge, bedeckt wohl mehr als die Hälfte der Oberfläche aller Plateaumoore. Er nimmt allen Raum in Besitz, der nicht zu feucht ist, und unterdrückt fast jeden anderen Pflanzenwuchs, selbst die Torfmoose. Merkwürdigerweise tritt diese gewalttätige Segge nie selbst torfbildend auf. Die Bestände von Pfeifengras, die eine Nebenart des Seggenmoors bilden und sich vorzugsweise an der Randzone der meisten Plateaumoore finden, sind weniger anspruchsvoll. Als Begleitpflanzen stellen sich hier ein Brandlattich, Blaubeere, Preiselbeere, Waldwachtelweizen und der „Wolf“. Noch eine zweite Nebenform des Seggenmoors kommt vor. Es ist die der Starren Segge. Sie findet sich auf den nackten Torfflächen, vor allem der höchsten Plateaumoore. Im Gegensatz zu der Hauptseggenform bildet sie aber keine geschlossene Decke, sondern wächst nur in einzelnen Exemplaren. Als Begleiter findet sich neben verschiedenen Moosen ein Wollgras. Trocknet das Moos noch weiter aus, so siedeln sich Knieholz und Heide an. In reinen Beständen tritt das Knieholz übrigens nur auf ganz trocknen toten Mooren auf, ebenso wie Rauschbeere und Blaubeere selten allein vorkommen. Meist steht das Knieholz schütter vergesellschaftet mit Trunkelbeere, Pfeifengras, Brandlattich, Waldwachtelweizen und Goldrute, außerdem zahlreichen Moosen und Flechten, die den Bodenüberzug bilden.

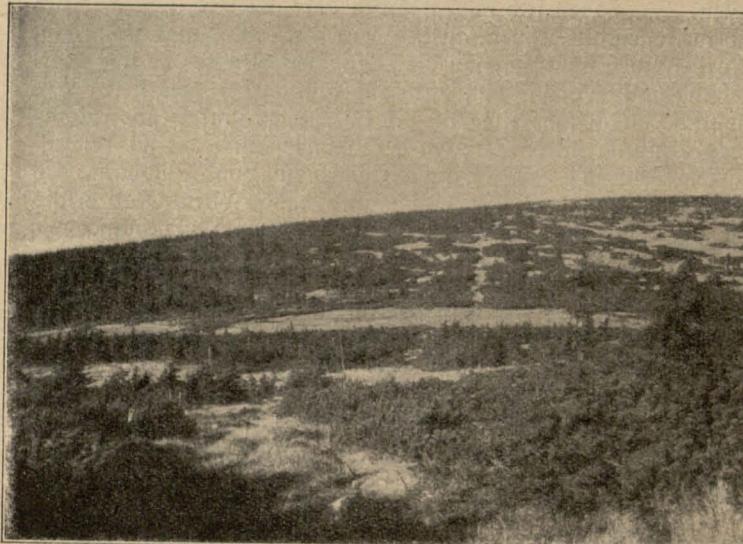
Die Moortümpel beherbergen Algen, Lebermoose, Astmoose und Torfmoose, z. T. schwimmend. Im Schwingrasen gedeihen verschiedene Torfmoosarten, von höheren Pflanzen Sumpfsegge. Eine andere Segge, die dicht am Ufer auf dem Grunde wächst, trägt viel zur Verlandung bei. Die Schlenken werden überwiegend von Sumpfmoosen bewohnt, zu denen an den Rändern Wilder Rosmarin, Moosbeere, Sonnentau und Rauschbeere treten. Die bei uns seltenen Bulten tragen gewöhnlich feuchte Moospolster. An solchen Stellen endlich, wo nährstoffreiches Wasser durch ein Plateaumoor strömt, erscheint eine anspruchsvollere Flora, ähnlich der jungen Hangmoore.

Man hat sehr interessante Untersuchungen darüber durchgeführt, wie die einzelnen Moorpflanzen sich den Beleuchtungsverhältnissen gegenüber einstellen, ohne indes allzuviel zweifellos festlegen zu können. Sicher sind einige Sumpfmoosarten schattenliebend, meist solche, die ursprünglich in dunklen Fichtenwäldern wuchsen, andere setzen sich stärkerer Sonnenbestrahlung aus, noch andere scheinen gleichgültig gegen stärkere oder schwächere Belichtung. Das Borstengras und die rasenbildende Segge vertragen keine dauernde Beschattung, sie fehlen daher unter Knieholz. Bestimmtere und umfassendere Ergebnisse haben die Forschungen gezeigt, die die Ansprüche der einzelnen Pflanzen an die Menge der Nährstoffe des Bodens und des Wassers zeigen sollen. Sehr anspruchslos sind die Sumpfmoose, Wilder Rosmarin, Moosbeere, Sumpfsegge, Sonnentau, Wollgras, alles Vertreter der ursprünglichen Plateaumoorflora. Um anspruchsvollsten auf der anderen Seite sind die Pflanzen, die schon den Übergang zur Flora der Quellflüsse bilden: Quellwasser ist im allgemeinen viel reicher an Nährstoffen als das stagnierende Moorwasser. Knoten- und Sternmoos, Schachtelhalm, geflecktes Knabenkraut, Gebirgsbartsetie, Swertie, Läusekraut, Weidenröschen u. a. Der verschiedene Nährstoffgehalt beeinflusst bei manchen Pflanzen auch die Größe der Blätter, so bei dem Wilden Rosmarin, der Moosbeere, Binsen, Wollgras u. a. Ein noch nicht völlig geklärtes biologisches Rätsel tritt uns in manchen Eigenarten des Baus, z. B. eines Wollgrases und der rasenbildenden Binsen, entgegen; man könnte aus ihnen entnehmen, sie wollten sich an trockene Standorte anpassen.

Nach diesen Betrachtungen über den Bau der Kammmoore und über die sie bewohnende Pflanzenwelt ist festzustellen, wie sich die einzelnen Moore örtlich auf den Kammflächen ver-

teilen. Sie haben sich hauptsächlich dort gebildet, wo diese sich am weitesten ausdehnen, an den beiden Verbindungsstellen von Nord- und Südkamm, wo die Reliefverhältnisse für ihre Entstehung und Ausbildung sich am günstigsten gestalten. Die westliche, insgesamt etwa 50 bis 60 Hektar umfassende Moorgruppe nimmt weite Strecken der Elbwiese und der ihr benachbarten Pansche- und Navorerwiese ein vom Südhang des Reifträgers, der Veilchenspitze und des Hohen Rades bis hin zur Elbe und Pansche. Rüster, dessen Aufzählung wir folgen, unterscheidet in diesem Flügel fünfzehn verschiedene Moore oder Gruppen von kleineren Mooren in der Höhenlage zwischen 1245 und 1420 Meter, die meisten zwischen 1300 und 1370 Meter. Es sind dies folgende: Ein etwa 3 Hektar großes Sattelmoor, das vielleicht noch zu den montanen Mooren gerechnet werden könnte, das tiefste aller Kamm-Moore, liegt zwischen Steindlberg und Reifträger auf der Grenzwiese; mehrere kleine junge Hangmoore ziehen sich am Südhang des Reifträgers hin, desgleichen einige am Südhang der Tafelsteinplatte. Auf dieser selbst hat sich ein etwa 10 Hektar großes trockenes Plateaumoor gebildet. Den Sattel zwischen Navorer- und Panschewiese nimmt z. T. ein etwa halb so großes nasses Sattelmoor ein. Unterhalb von ihm treffen wir auf der Navorerwiese ein kleineres Plateaumoor; auf der Panschewiese ist das Plateaumoor von unbestimmter Größe schon abgestorben, seine Fläche meist mit Borstengras überzogen. Dagegen befindet sich noch im Wachstum, ebenfalls ohne bestimmte Grenze ein Hangmoor, das höchste im Westflügel, am Südhang der Veilchenspitze gegen die Quellbäche der Elbe hin. Südlich davon auf den Elbfall zu stoßen wir auf einige trockene Plateaumoore von insgesamt etwa 8 Hektar Umfang. Das bei weitem größte unter unseren subalpinen Mooren mit einer Fläche von rund 25 Hektar ist das Panschemoor. Es stellt ein ziemlich trockenes Plateaumoor mit einzelnen kleinen Bachufermooren dar. Es ist auch zugleich das älteste unserer Kamm-Moore; daher erreicht die Mächtigkeit seiner Torfbildungen drei Meter, während die übrigen nur Torfschichten von $\frac{1}{2}$ bis 2 Meter (im Durchschnitt etwa $1\frac{1}{2}$ Meter) aufgebaut haben. Von den vier letzten Mooren im Westflügel: dem Hang- und Bachufermoor im Mummeltal, den jungen Hangmooren an der Südabdachung des Hohen Rades und der Großen Sturmhaube und dem älteren, z. T. verheideten Hangmoor oberhalb des Elbfalles, hat nur das letztere einen etwas bedeutenderen Umfang (etwa 2 Hektar).

Der Gesamtumfang der Hochmoore des Ostflügels auf der Weisen Wiese und deren Nachbargebieten beträgt nur etwa die Hälfte von dem des westlichen Flügels; er erreicht nicht einmal ganz das Ausmaß von 30 Hektar. Diese Moore liegen entsprechend der bedeutenderen Erhebung der Osthälfte des Riesengebirges höher als die westlichen, zwischen 1380 und 1460 Meter, meist in der Lage von 1420 Meter und etwas darüber. Rüster zählt folgende elf auf: Ein kleines, verheidetes und mit Knieholz bestandenes Plateaumoor liegt nahe der Prinz-Heinrich-Baude. Das Sattelmoor zwischen der Scharbaude und dem Kleinen Teich erreicht etwa 10 Hektar an Umfang; es ist das größte Moor im Ostflügel. Auf ein kleines Hangmoor treffen wir oberhalb des Kleinen Teiches; es nimmt unter den Mooren des Ostens die tiefste Lage ein. Nördlich der Wiesenbaude dehnt sich ein 4 Hektar umfassendes Plateaumoor auf gewölbtem Grunde aus, und westlich des Weges von dort nach der Hampelbaude liegt ein halb so großes, etwas geneigtes Plateaumoor. Nordöstlich bei der Wiesenbaude, östlich des vorigen Moores, nördlich des Weges Wiesenbaude-Riesenbaude finden wir ein etwa 5 Hektar messendes Plateaumoor mit lichtem Knieholzbestand. Südlich dieses Weges breitet sich ein etwa 4 Hektar großes Sattelmoor aus, das z. T. in Bachufermoor übergeht. Der Brunnberg trägt nahe den Alupagrunder Quellen, unweit des Randes des Alupagrunder, ein Moor von unbestimmter Größe, das sich oben als verheidetes Plateaumoor, weiter unten als junges Hang- und Bachufermoor darstellt. Am Nordhang des Brunnberges ist noch ein kleines, altes Hangmoor festzustellen; es hat von allen Riesengebirgs-



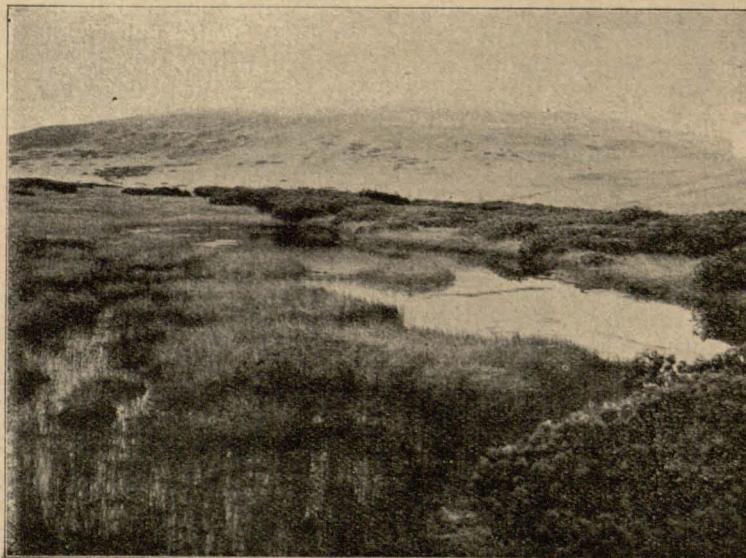
Blick auf die „Grenzwiese“ (die kahle Fläche im Mittelgrund) vom Hang des Reifträgers gegen den Steindlberg

Silberkamm
▼

P. Heinrich-Baude
▼



Blick von halber Höhe des Brunnbergs auf die „Weiße Wiese“ und den Koppenplan. Die Moore (1—6) heben sich dunkel ab

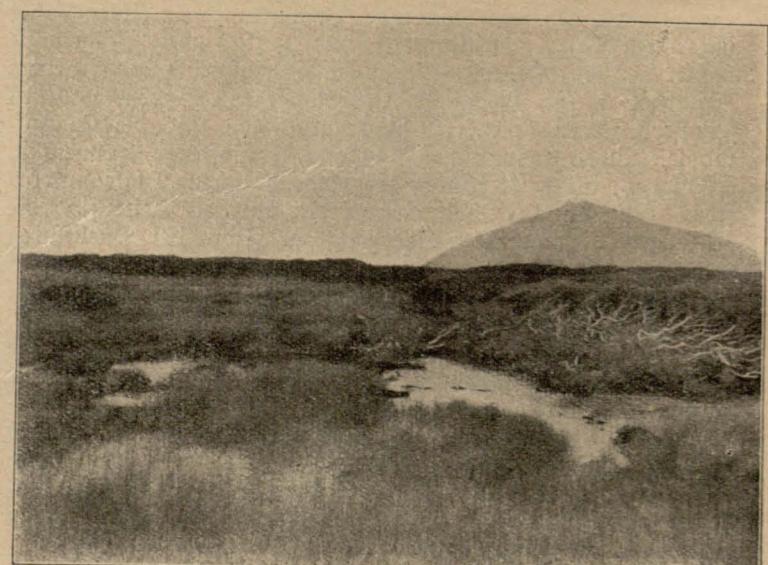


Moor Nr. 4 auf der „Weißen Wiese“ mit Staukolk hinter einem Kiefernstrang
Die Abbildungen sind den Beiträgen zum Botanischen Centralblatt, Bd. 43, 2. Abt., Verlag C. Heinrich, Dresden N., 1927 entnommen

mooren die höchste Lage. Endlich finden wir noch zwei tote Moore bei der Wiesenbaude, das eine östlich von ihr, d. S. mit Wiese bedeckt, das andere auf die Riesenbaude zu. Das erste verdient deswegen noch eine gewisse Beachtung, weil es das einzige Ramm-Moor ist, das durch fortgesetzte Düngung in eine Wiese umgewandelt wurde (übrigens ohne künstliche Entwässerung).

Der Gesamtumfang aller Ramm-Moore mit höchstens 90 Hektar ist an sich nicht bedeutend, er erscheint um so kleiner, wenn man erwägt, daß z. B. ein einzelnes Moor im Erzgebirge (allerdings kommen hier nur montane Moore vor) dieses Ausmaß öfters überschreitet.

Die Untersuchung der Plateaumoore ihrer Schichtenfolge nach hatte eine Folge von fünf Ablagerungen ergeben. Dies Ergebnis war auf die Weise gewonnen worden, daß man mit der Schaufel an ein oder der anderen Stelle so viel aus der Masse des Moores weggestochen hatte, daß man ein „Profil“ desselben erhielt, eine Arbeit, die in der Mehrzahl der Fälle recht schwierig war, sich oft überhaupt nicht durchführen ließ. Dann entnahm man noch einzelne Proben aus dem Moor



Moor Nr. 5 auf dem Koppenplan mit Winderosion der Kiefernbutte

zur Prüfung auf ihre Zusammensetzung mit Hilfe eines besonderen Moorbohlers. Heutzutage ist nun die Methode der Mooruntersuchung außerordentlich verfeinert worden durch die sogenannte Pollenanalyse. Merkwürdigerweise haben sich in dem Moor durch außerordentlich lange Zeiträume hindurch die Pollen, d. h. der Blütenstaub der Baumgewächse, die an dieser Stelle oder in deren Nähe wuchsen, so vollständig erhalten, daß man sie heute noch unter dem Mikroskop einwandfrei bestimmen kann. Allerdings müssen die entnommenen Moorproben, ehe sie auf Pollen hin untersucht werden, nach einem ganz besonderen Verfahren vorbereitet, aufgeschlossen werden, dann ist es aber gelungen, sogar die Pollenkörner, die sich in einer Raumseinheit, z. B. einem Kubikzentimeter, befinden, wieder nach einer besonderen Methode zu zählen. Man entnimmt nun jeder Schicht des Moores in ganz bestimmt abgemessenen, dicht aufeinander folgenden vertikalen Zwischenräumen (von 15 bis 20 Zentimeter) gleichgroße Proben und zählt nach der erforderlichen Vorbereitung ab, wieviel Pollenkörner in jeder vorhanden sind und welcher prozentuale Anteil an der Gesamtmenge jedem Baume zukommt. Auf Grund dieser in sehr großer Anzahl bestimmten Pollenpektren entwarf man dann graphische Darstellungen, die sogenannten Pollendiagramme, die für jede Baumart in jeder Schicht und in jeder ihrer Unterabteilung den Prozentsatz ihres Auftretens in der Pollenmenge angeben. Die ganze Methode ist jetzt auf das sorgfältigste ausgearbeitet, auch sind alle zu erwartenden Fehlerquellen in Rechnung gezogen, so daß man ihren Ergebnissen durchaus Vertrauen schenken muß. Folgendes hat sich herausgestellt: Die Gesamtentwicklung unserer Moore ist postglazial, d. h. fällt in die Zeit nach dem Schwinden unserer glazialen Firnfelder und Gletscher. In der untersten Schicht wuchsen hauptsächlich Kiefern, daneben Birken und Weiden; das Klima dieser „Kiefernzeit“ war subarktisch. In der zweiten Schicht tritt die Hasel in Mengen dazu, wir sind in der Kiefernhaselzeit. Gegen deren Ausgang findet sich neben diesen beiden Gewächsen in immer höherem Maße Eichenmischwald ein, d. h. Bestände von Eichen mit Linden und Erlen, bis schließlich die Fichte für längere Zeit die Herrschaft gewinnt. Bei dieser dritten, der „Fichtenphase“, unterscheidet man zwei Stufen. In der ersten überwog noch der Eichenmischwald zusammen mit Fichtenbeständen; Buchen und Tannen wuchsen nur vereinzelt. Allmählich stieg indes der Prozentsatz der Buchen und Fichten. Es tritt die zweite Unterstufe ein, die Buchen-Fichtenphase. Später tritt auch die Fichte zurück. In der vierten, der Buchen-Tannenphase, überwiegen diese beiden Bäume. Sie machen endlich Platz der fünften, der rezenten Kiefern- und Fichtenphase. Sie erstreckt sich bis zur Gegenwart. Die jetzt z. T. fast ausschließliche Vorherrschaft der Fichte in unseren oberen Bergwäldern ist indes nicht ausschließlich auf klimatische Gründe zurückzuführen, sondern auch auf die Forstkultur, die lange keinen anderen Baum duldet. Heute denken die Forstleute schon wieder anders darüber.

Für das Verständnis der Entwicklung der Vegetation auf unserem Kamm seit der Eiszeit gewinnen die Ergebnisse der pollanalytischen Untersuchungen außerordentliche Wichtigkeit. Unsere subalpinen Moore sind meist viel jünger als die montanen Moore im Riesengebirge und auch in dem übrigen Bereich der böhmischen Grenzgebirge. Nur eins von unseren Kamm-Mooren, das PANTSCHMOOR, geht bis in die Kiefernzeit zurück. In ihm liegt zuunterst eine etwa einen Meter mächtige Schicht von Riedtorf, hauptsächlich aus Seggenarten und Weide zusammengesetzt. Darauf folgt in allmählichem Übergang eine Waldschicht von Fichte. Diese wird bedeckt von Hochmoortorf aus Wollgras und Torfmoosarten in einer Mächtigkeit von 1 bis 3 Meter. Dieses Moor bildete sich in dem Zeitraum von der Kiefernzeit bis zum Anfang der Fichtenzeit; vielleicht finden sich aber in der Mitte des Moores noch jüngere Schichten. Das eine Moor bei der Wiesenbaude hat sich von der Kiefernhaselzeit bis zur Buchentannenphase entwickelt. Das Moor am Silberkamm, das hauptsächlich aus Wollgras- und Torfmoostorf mit einer Stubbenlage besteht,

zeigt einen ähnlichen Entwicklungsgang wie das PANTSCHMOOR, aber erst von der Fichtenzeit an und dafür bis in die rezenten Kiefern-Fichtenzeit reichend. In der Gegenwart haben bei diesen Mooren starke Erosion und Abtragung, Kulturbildungen u. a. den Formencharakter wesentlich geändert. Die übrigen untersuchten Moore des RIESENGEIGERGSKAMMES sind bedeutend jünger; ihre unterste Schicht gehört der Buchen-Tannenzeit an. Deswegen erreicht ihre Mächtigkeit auch nur 1 bis 1½ Meter, und sie sind wegen dieser geringen Erhebung über dem Grundwasserspiegel noch ziemlich feucht. Es wechseln in ihnen verschiedene teils unter dem Wasser, teils im Wasser, teils über dem Wasser gebildete Torfarten. Es waren besonders Torfmoosarten und andere Moose, Seggen, Wollgras, zusammen mit Kiefern und Beerensträuchern, die diese Moore bildeten. Eine fortlaufende Entwicklung ist nicht festzustellen, da wiederholt Rückschläge nach früheren Stadien, Neubildungen gleichzeitig oder ungleichzeitig selbst in benachbarten Teilen erscheinen. Noch heute treten die Pflanzengesellschaften des Torfes nebeneinander auf, je nachdem er sich an trockneren oder nasseren Stellen, in Kästen oder Schlenken gebildet hat. Es fehlt in dem Torf die Pflanzengesellschaft, die heute vorherrscht, die rasenbildende Segge. In diesen Mooren herrschen noch wenige Zentimeter unter der Oberfläche die Tannen- und Buchenpollen überwiegend vor. Es muß also die Bildung dieser Moore zu einer wärmeren Zeit erfolgt sein, als der Wald noch auf den Gebirgskamm heraufkam. Diese Tannen-Buchenzeit war aber auch die letzte Periode, wo der Wald die Höhe des Gebirges erreichte. Dann wurde das Klima schlechter, und der Wald zog sich ungefähr bis zu seiner heutigen Grenze zurück.

Auf Grund dieser Pollenbefunde scheint die viel umstrittene Frage, ob früher unser Kamm bewaldet war, eine Frage, die noch Rüster ganz entschieden verneint, in bejahendem Sinne gelöst zu sein. Das heißt nun nicht, daß unsere Kammflächen ein zusammenhängendes Waldkleid getragen haben, sondern nur, daß einzelne Bestände bis zu ihnen hinaufreichten.

Aus diesem Gang der Moorgeschichte und der sich aus ihrem Pollengehalt ergebenden Waldgeschichte kann man nun auch versuchen, den Gang des Klimas unseres RIESENGEIGERGES nach der Eiszeit zu bestimmen, müssen wir doch annehmen, daß die Abschnitte der Waldgeschichte in erster Linie klimatisch bedingt sind. Unmittelbar nach der Eiszeit, in der Kiefernzeit, herrschte wohl bei uns ein subarktisches, kaltes, trocknes Steppenklima (Präboreal). Es ging allmählich im Laufe der Kiefern-Haselzeit (Boreal) über in ein wärmeres, zuerst mehr kontinentales Klima zur Fichtenzeit (in deren erstem Teil Boreal-Atlantisch, im zweiten schon Atlantisch). Es wurde ersezt zur Buchen-Tannenzeit durch ein noch mehr dem Ozeanischen angehörendes Klima (Subboreal-Subatlantisch), bis dann das kühle jetzige Klima eintrat. Also muß vor unserem jetzigen Klima mindestens die Sommertemperatur höher gewesen sein als heute. Ihr Sinken erfolgte wohl erst gegen Ende der Buchen-Tannenzeit als sogenannte subatlantische Klimaverschlechterung.

Pollenanalytisch sind folgende Bäume sicher festgestellt, nur nach Gattungen, weil die Species sich oft nicht ganz sicher bestimmen läßt: Fichte, Kiefer, Tanne, Birke, Erle, Weißbuche, Buche, Eiche, Weide, Ulme, Linde; dazu treten die Haselnusssträucher.

Fassen wir die Geschichte der Pflanzengesellschaft und des Klimas im RIESENGEIGERG seit der Eiszeit noch einmal kurz zusammen:

Nachdem der Kamm und die höchsten Teile der Abhänge im Glazial unter Eis und Schnee begraben gelegen haben, diese kalten Massen dann endlich verschwunden sind, herrscht noch lange ein kaltes und trockenes (arides) Klima. Wie die unteren Schichten des PANTSCHMOORES zeigen, wuchsen dort damals Kiefern, Birken und Weiden. Die Torfbildung trat ein knapp vor oder mit Beginn der Wärmezunahme. Unter ihrem Einfluß treten auf: Hasel, Linde, Ulme, Eiche, Fichte und Erle; zuerst die Hasel, die bis mindestens 1200 Meter Höhe sogar ausgedehnte Bestände gebildet haben muß, die Eichen steigen

bis über 1000 Meter vielleicht bis zum Kamm auf, mit ihnen die Erlen. Darauf gewinnt die Fichte die Herrschaft vom Vorland an bis auf die Kammhöhen. Ihr folgt die Buche, die ihrerseits aber bald wieder von der Tanne überholt wird (heute gehen geschlossene Buchen- und Tannenbestände bis etwa 950 Meter). Ein Mischwald von Tanne, Buche und Fichte, in dem die erste überwiegt, bedeckt die Kammflächen, wo heute nur Kiechholz und Knüppelfichten wachsen. Der Eichenmischwald, Hasel und Erle sind aus den oberen Lagen verschwunden. Auf die höchsten Gipfel ist wohl indes auch dieser Wald nicht gestiegen, die Moore lagen desgleichen frei da, ebenso die großen Blockhalde und die Kessel der Gruben wegen ihrer großen Schneemengen und ihrer dadurch bedingten niedrigen Temperatur. Wie ganz anders als heute muß es damals auf dem Kamm ausgesehen haben. Mit der Buchen-Tannenzeit endet die Torfbildung der meisten Moore. Der Eichenmischwald, Hasel und Erle sind schon von oben verschwunden, Buchen und Tannen folgen ihnen. Nun trägt der Kamm vorübergehend einen fast reinen Fichtenbestand. Endlich muß

auch er weichen, und es behauptet sich oben außer der Krüppelfichte nur noch das Knieholz wie einst bei Beginn der Moorbildung. Ob sich das Klima noch weiter verschlechtern wird, wir wissen es nicht. So ist auch unser Klima und damit das Pflanzenkleid unseres Gebirges nichts Beständiges, auch hier herrscht der Wechsel, vielleicht ein uns noch nicht erschlossener Rhythmus.

Und wie Cidher, der ewig junge, in Rückerts feinsinniger Ballade, wenn er nach 500 Jahren in dieselbe Gegend kommt, alles verändert findet, ihre Bewohner aber erklären, es sei alles von jener wie zu ihrer Lebenszeit, so steht es mit unserem Gebirge. Auch seine anscheinend ewige, unveränderliche Natur, seine Berge und Täler, sein Klima und Pflanzenkleid, verändern sich in stetem Wechsel, gegen den jeder menschliche Eingriff verschwindet. Nur sind die Zeiträume dem Gange der Erdgeschichte entsprechend nach Jahrtausenden, ja nach längeren Epochen, zu bemessen.

Welches Bild wird einst nach Alonen unser Gebirge gewähren?

Unter Krippenreutern und Wipfern

von FEDOR SOMMER +

Dem Sittenroman „Der Edelmann“ von Paul Winkler aus dem Jahre 1696 nacherzählt. Mit 2 Zeichnungen von Bodo Zimmermann

Der Sohn eines vermögenden Amsterdamer Kaufmanns, Florissohn mit Namen, der auf hohen Schulen studiert hatte, machte nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges ausgedehnte Reisen durch die europäischen Staaten und kam so auch nach Schlesien.

In der Nähe Breslaus brach der Schloßnagel seiner Kalesche. Während er vor der Schmiede des nächsten Dorfes auf die Ausbesserung des Wagens harrte, sah er sechs Personen ins Dorf einreiten und vor dem Wirtshause absteigen, was ihn bewog, ebenfalls dahin zu gehen. Im Hause des Kretschams fand er die Pferde, von den vier Dienern bewacht, ihre beide Herren aber in der Gaststube in ernsthaftem Gespräch, das sie auch laut weiter führten, weil Florissohn sie französisch begrüßt hatte, so daß sie meinten, er sei des Deutschen nicht mächtig, das er aber gut beherrschte.

Aus der Unterhaltung der beiden städtisch gekleideten Herren entnahm Florissohn, daß sie auf das entlegene Dorf gekommen seien, um dort einen Ehrenhandel auszutragen, und daß sie nun auf ihre Gegenpartei warteten.

Der ältere der beiden Herren, seinem Aussehen nach ein Kavalier und — wie der junge Holländer aus der Anrede durch den Jüngeren entnahm — Rittmeister in einem der damals im Lande stehenden Regimenter, redete sehr eifrig auf seinen jüngeren Genossen ein und ermahnte ihn zur Vorsicht und Beherrschung in dem bevorstehenden Handel. Er sei noch jung und — soviel der Warner wisse — noch niemals in einem ernsthaften Zweikampfe gewesen, sondern habe seine Fechtkünste bisher nur auf dem Fechtboden ausgeübt. Er könne nicht wissen, mit welchen Finten sein ihm bisher unbekannter Gegner Bescheid wisse, der vielleicht eine landverrufene Haderkaze sei, der die wohl abgemessenen Tertien, Quarten und Quinten seines Widerpartes mit unregelrechten Stößen zum Verstummen brächte. Offenbar gehöre er zur Sippe der jetzt im Lande mit Recht so verrufenen „Krippenreuter“, jenen durch den langen Krieg gänzlich heruntergekommenen Adligen, die nichts weiter besaßen als ihren Adelsbrief und ein verlottertes Güthchen schier ohne Wert. Derlei Leute zögen den Degen nicht bloß dann, wenn es unbedingt nötig sei, ihre Ehre zu verteidigen, sondern auch aus bloßer Rauflust und hätten es immer auf eine völlige Albfuhr des Gegners abgesehen. Ob sich denn der Waffengang mit dem Fremden nicht habe vermeiden lassen.

„Allerdings war diesmal der Austrag mit der Waffe nicht zu vermeiden, mein Herr!“ antwortete der junge, auffällig stattlich gekleidete Mann. „Der Kerl hat mich und mein ganzes hochadliges Haus mit seinen ehrenrührigen Worten aufs

höchste angegriffen. Denn er hat bei einer zufälligen Begegnung, so ich mit ihm in einem Wirtshause der Stadt hatte, vor allen und vielen Gästen nicht nur den meinen Herren Vater und seinem ganzen Geschlechte allernädigst verliehenen Adel in Zweifel gezogen, sondern auch laut vernehmen lassen, daß, wenn ich mich einen „von Voglenbach“ nenne, er mir eine solche Einbildung mit ein paar Dutzend Ohrfeigen von der Nase abwischen wolle. Sollte ich solchen Schimpf auf mir sitzen lassen? Dann wäre ich gewiß ein schlechter Kavalier. Zwar gestehe ich, daß mich die Rücksicht auf meine lieben Eltern hat große Zurückhaltung ausüben lassen; denn wenn mir aus diesem Handel ein Unglück erwachsen sollte, würden sie aufs tiefste betrübt sein; aber sie würden sich doch auch damit zu trösten wissen, daß sich ihr Sohn für die Ehre ihres adeligen Hauses aufgeopfert habe. Stoße ich dagegen den Kerl nieder, so habe ich hundert Dukaten in der Tasche, ein paar gute Pferde und treue Dienner bei mir, mit denen ich zeitig genug über die polnische Grenze entweichen und so lange dort verbleiben kann, bis mein Herr Vater der Sache mit ein paar tausend Dukaten abgeholfen hat!“

In diesem Augenblicke sahen die beiden Herren durchs Fenster, daß ihre Duellgegner über das Feld angeritten kamen, worauf sie nach schneller Bezahlung der Beche hinaus eilten und mit den Dienern zu dem hinter dem Dorfe bereits abgesteckten Kampfplatz ritten.

Florissohn bat den Wirt, ihn heimlich auch dahin zu führen, und beobachtete nun, was weiter geschehen würde, hinter einem Zaune, an dem bereits der Junker von Voglenbach lehnte und sich die hohen Reiterstiefeln ausziehen ließ, um sie mit ein Paar leichten Fechtstiefeln zu vertauschen, wobei er sein langes Haar, damit es ihn nicht hindre, unter dem breitkempigen Hute barg.

Der Holländer musterte unterdessen die Gegner des Junkers. Es waren lauter recht alte, wilde Edelleute in gar schlechtem Aufzuge. Er bestand bei allen in einem alten, grauen Regenrocke, der weniger vor Nässe schützen, sondern mehr das verschlissene Untergewand verstecken sollte und die zerrissenen Ledershosen. Nur der Duellgegner des Junkers war mit ein Paar richtigen Pistolen ausgerüstet. Seine Beifände aber trugen in den aus alten Stiefelschäften zurechtgeschnittenen Halstern nur hölzerne Nachahmungen von Schußwaffen.

Der Krippenreuter warf nun den Oberrock ab und schritt mit bloßer Klinge auf den Junker von Voglenbach zu, der schon mit dem Degen in der Faust zum Kampfe bereit stand. Es drang aber der wilde auf den zahmen Junker mit solchem Ungezüm ein, daß dieser sich der Warnungen seines Sekundanten,

des Rittmeisters, erinnerte und immer nur Stoß auf Stoß setzte. Und weil sich der andere in seinem Eifer oft bloß legte, wäre es dem Junker leicht gewesen, den Rasenden mit einem Stoß über den Haufen zu werfen. Als aber der Krippenreuter solche Zurückhaltung als Zeichen der Niederlage auffaßte und ihn aufforderte, um sein Leben zu bitten, sagte er: „Nein, mein Kerl! Es ist noch nicht so gemeint! Bisher habe ich deine Künste gesehen; ich will dich dir auch die meinen weisen!“ Und nun ging er dem andern mit einer Passade nahe auf den Leib, riß ihm, ehe sich der dessen versehen konnte, die Klinge aus der Hand und warf sie ihm zu Füßen und ihn selbst im gleichen Tempo über den Haufen, daß der arme Krippenreuter alle Biere gen Himmel reckte. Als ihm aber der Junker seine



Klinge auf die Brust setzte und rief: „Nun bitte du ums Leben!“, verlangten die Beistände des Überwundenen, daß diesen der Junker freigabe, und daß nun mit dem dritten Gang begonnen werden solle.

Der Junker von Boglenbach willigte ein, war aber gesonnen, dem andern nun die letzte Abfertigung zu geben.

Da mischte sich der Rittmeister mit gedämpfter Klinge ein und forderte Aufklärung, ob denn die Ursache des Waffenganges so schwer sei, daß sich zwei so tapfere Kerls darüber durchaus die Hälse brechen müßten.

„Ja wohl!“ polterte der Krippenreuter. „Denn dieser Pfeffersack hat sich meines Adels und Wappens gerühmt, welches ich in alle Ewigkeit nicht dulden werde, und wenn ich mich ein halbes Jahr mit ihm herumschmeißen muß!“

„Es ist nicht wahr, daß ich deinen Namen und Wappen führe!“ verteidigte sich der Junker. „Dass ich aber ein Edelmann bin und den Namen von Boglenbach mit Recht führe, werde ich dir mit meiner Klinge beweisen!“

„Was?“ rief der andre erstaunt. „Willst du nicht Bogelbach heißen und führst du nicht drei Zeisige im Wappen?“

„Ich heiße weder Bogelbach, noch führe ich drei Zeisige im Wappen, sondern drei Kanarienvögel und heiße von Boglenbach!“

„Also lieget hier ein Mißverständnis vor!“ mischte sich da der Beistand des Krippenreuters, Junker Hans von der Flinte, in die Rede. „Und so ist nicht vornötzen, daß Ihr Euch weiter schlaget, da ja der Stadtjunker gar nicht dein Oheim sein will, Bruder Bogelbach!“

Dessen gab sich der Ermahnte zufrieden, zog seinen ritterlichen Regenrock mit den beinernen Knöpfen wieder an, gab seinem Widerpart die Hand und versicherte, daß er ihn für einen Edelmann halte.

Der Herr Hans von der Flinte aber erklärte: „Ihr Herren, es ist allemal unter Kavalieren der Gebrauch, daß nach solchem Ehrentanze einer mit dem andern herumsäuft und alsdann erst recht vertrauliche Freundschaft macht. Wären wir nur

näher unsrer Gütern, so wollten wir die Herren auf ein gut Glas Bier und eine Pfeife Tabak zu uns bitten!“

Der Junker von Boglenbach merkte wohl, was ihm da gepfiffen ward. Außerdem lag ihm etwas daran, sich dieser Leute Freundschaft zu erwerben, weil er wollte, daß sich sein Vater demnächst auf dem Lande ankaufen solle. Und so sagte er denn: „Ich weiß wohl, meine hochadlichen Herren, was meine Schuldigkeit ist! Und ich bitte derhalben, die Herren wollten sich gegen zwölf Uhr in dem Wirtshaus „Zum blauen Igel“ einfinden und mit dem, was man da finden möchte, vorlieb nehmen!“

„Wir wollen schon zur rechten Zeit da sein!“ erklärte der von Bogelbach, dem seine Mittel sonst nicht die Einkehr in diesem vornehmen Gasthause gestatteten, erfreut und ritt mit seinen Kumpaten davon. Der Stadtjunker aber schlug mit dem Rittmeister einen andern Weg nach der Stadt ein, um jeden Verdacht dieser Händel zu vermeiden.

Der junge Herr Florissohn aber machte sich in seinem unterdes wiederhergestellten Wagen ebenfalls nach Breslau auf und stieg im „Blauen Igel“ ab, neugierig, was sich da noch weiter zutragen würde.

Der Wirt, der ein schlauer Patron zu sein schien, bat ihn, noch ein halbes Stündchen mit der Mahlzeit zu verziehen, dieweil sich noch andre erlauchte Gäste angesagt hätten, und bald erschien auch der von Bogelbach mit seinem Beistande, fragend, ob nicht ein guter Freund für sie ein Traktament bestellt habe.

„Ihr werdet schon finden, was ihr suchet!“ erwiderte der Wirt mit einem Gesicht, als wenn ihm an dergleichen Gästen nicht viel gelegen sei. Und bald traten auch der Junker von Boglenbach mit dem Rittmeister und noch ein anderer Edelmann, ein angesehener und berühmter Kavalier vom Lande, ein. Er wurde den Tischgästen als der alte Herr von Kronhof vorgestellt und schien ein hochgeschätzter Stammgast des Wirtshauses zu sein. Die beiden Krippenreuter aber sahen es mit Verdruß, daß sowohl er als auch der Herr Florissohn bei Tische über sie gesetzt wurden, verhielten sich jedoch, solange der Herr von Kronhof mit an der Tafel saß, still und manierlich.

Als jedoch der von Kronhof und einige andere fremde Gäste aufgestanden waren, mußte sich Florissohn sehr wundern, wie diese Matrauer von Krippenreutern mit dem edlen Wein, den der Stadtjunker auffahren ließ, liederlich umgingen, daß fast mehr davon auf dem Tische umherschwamm, als sie in ihre überfüllten Konvent-Schlüche schütten konnten. Die feinsten Gläser flogen zum Fenster hinaus, und der Junker von Boglenbach mußte sich's zur sonderlichen Ehre anrechnen, daß die Krippenreuter auf den Knieen Brüderlichkeit mit ihm sofften und aus Muthwillen, um ihn in recht hohe Unkosten zu stürzen, eine Flasche des kostbaren Weines nach der andern auf die Erde schmissen.

Der Rittmeister, der sich schon im voraus solche Entwicklung der Sache versetzen hatte, machte sich beizeiten still davon und gab dem jungen Boglenbach ein Zeichen, ihm zu folgen. Aber die Krippenreuter ließen den nicht aus dem Garn. Wein, Tabak und schließlich aufgetragener Branntwein stiegen ihnen derartig zu Gehirn, daß sie bereits schon wieder mit „Pfeffersäcken“, „Heringsnasen“ und ähnlichen Anzüglichkeiten um sich warfen, als der Wirt, neue Raufereien befürchtend, dazwischen trat und sagte: „Ihr Herren möget nun wohl mit dem Schwärmen ein Ende machen, und sonderlich Ihr, Bogelbach, Eure schmähsüchtige Gusehe zäumen, wollet Ihr nicht, daß man Euch anderer Gestalt, zur Not mit ein paar Rotten Musketeren in Eure gewöhnliche Herberge (die ein viel mindres Gasthaus als der „Blau Igel“ war) spiediere.“

Da schrie der von Bogelbach den Wirt wütend an: „Was sagst du, Kretschmer-Knecht? Kannst du nicht leiden, daß man dir deinen geschmierten Wein aussäufet, den dir dieser Pfeffersack teuer genug bezahlen muß?“

Weiter kam er nicht; denn der Wirt warf ihm eine Flasche Wein so stark an den Kopf, daß ihm die Scherben in der Stirn stecken blieben. Der Hausknecht aber, als er sah, daß sich die

beiden Krippenreiter über seinen Herrn hermachten, lief hastig auf die Hauptwache, von der er eine Rotte Musketiere mitbrachte, die die beiden Ständerer in das gemeine Gewahrsam abführten. Der junge Boglenbach aber drückte sich still zur Tür hinaus.

Schon lange vorher hatte der Holländer das Gastzimmer verlassen und war ganz allein ausgegangen, um seine Wechselbriefe beim Bankhause Boglenbach abzugeben. Er wußte aber nicht, daß dessen Inhaber der Vater jenes Stadtjunkers sei; denn der benannte sich seinen ausländischen Kunden gegenüber noch nach seinem früheren Namen Georg Tran, den er trug, ehe er geadelt wurde.

Deshalb fragte der junge Florissohn auch einen Handelslehrling, den er vor der Schreibstube traf, ob der Herr Georg Tran zu sprechen sei, worauf ihm der schier beleidigt erwiderte: „Ich weiß nicht, was Ihr wollet, noch wer der Georg Tran ist.“

Als in diesem Augenblicke ein anderer Handelsbedienter aus der Schreibstube trat, wiederholte der Holländer seine Frage, auf die er nun die ehrerbietige Antwort erhielt: „Mein Herr ist gewiß ein Fremder und meinet den Herrn von Boglenbach. Folgt mir, bitte, in seine separate Schreibkammer!“

Der Herr von Boglenbach begrüßte den Fremden sehr von oben herab. Als er aber seine Kredit- und Empfehlungsbriefe durchgelesen hatte, wurde er von erlesener Freundlichkeit und stellte in Aussicht, ihn demnächst zu Gäste zu bitten.

Und das geschah bereits am andern Morgen.

Florissohn hatte sich an diesem kaum aus den Federn gemacht, als sein Diener in das Zimmer trat, das der Holländer im „Blauen Igel“ bewohnte, und meldete, daß ein Diener des Herrn von Boglenbach schon geraume Zeit draußen warte, um vorgelassen zu werden.

Als ihn Florissohn hereinrufen ließ, brachte er mit großem Wortgepränge vor, Seine hochadlige Gestrengigkeit, der Herr von Boglenbach, und dessen gestrenge Frau Gemahlin, wie auch der gestrenge junge Herr ließen allseits einen gehorsamsten Gruß bestellen und den hochwohlgeborenen jungen Herrn auf ein Stück Fleisch zum Mittagsmahl einladen.

Florissohn sagte mit eben so vielen artigen Worten zu und bestieg um zwölf Uhr den Boglenbachschen Wagen, der ihn vom „Blauen Igel“ abholte.

Bereits an der Haustür des Boglenbachschen Hauses empfing ihn der junge und oberhalb der Stiegen der alte Herr von Boglenbach mit vielen Komplimenten und unterhielten ihn eifrig über seines Vaters Handelsbetrieb daheim in Amsterdam, bis die Tür des Zimmers aufs neue geöffnet wurde, vor der sich zwei neue, offenbar sehr vornehme Gäste heftig bemühten, einander die Ehre des Vortrittes zuzuschanzen. Schließlich ließ sich der Ältere, ein Herr von Oberwitz, zum Eintritt bewegen.

Unter oft wiederholten Verbeugungen nähertretend, sagte er, den Hausherrn begrüßend: „Ich befinde mich gegen meinen hochverehrten Herrn Bruder zu höchstem Dank verbunden, daß er mich heut seiner angenehmsten Bewirtung würdigen will, und habe die schmeichelhafte Einladung angenommen, obwohl sich wie gewöhnlich unterschiedliche Kavaliere bei mir zur Tafel ansagen ließen.“ Und sich an seinen Diener wendend, der ihm standesgemäß ins Zimmer gefolgt war, trug er diesem auf: „Gehe nach Hause und richte der gestrengen Frau aus, sie solle mit der Bewirtung der geladenen und angesagten Herren nicht säumen und mich bei ihnen entschuldigen wegen der sehr angenehmen Verhinderung hier. Und dem Hofmeister lasse ich auftragen, er solle der kleinen Junker wohl acht haben und sie nicht allein auf der Gasse herumspazieren lassen. In zwei Stunden aber hole mich mit zwei andern wieder hier ab!“

Florissohn merkte wohl, was ihm auf diese Weise begreiflich gemacht werden solle, nämlich, daß er es mit einem sehr vornehmen Manne zu tun habe, obwohl sich dann herausstellte, daß es auch nur ein unlängst geadelter Garnhändler sei, allerdings einer von den allergrößten Großsprechern der Stadt.

Er fing den Namen „Florissohn“ auf, als habe er Mühe, sich seiner zu erinnern.

„Es kann wohl sein“, sagte er, „daß der Herr Florissohn aus Amsterdam zu meiner Korrespondenz gehört hat, ehe ich nunmehr die Handlung ganz aufgegeben habe und mich nur noch des, von Kaiserlicher Majestät verliehenen Adelsstandes bediene, wie ich denn, die Wahrheit zu bekennen, nachdem ich nunmehr meine Gedanken ganz auf die Landgüter gewendet, mir noch Weniges durch meine Leute in der Handlung tun lasse.“

Florissohn erfuhr bald darauf von dem Igel-Wirte, daß dieser Prahler vor etwa dreißig Jahren nach Breslau gekommen sei, niemand wußte, woher, arm wie eine Kirchenmaus, dort eine kleine Handlung eröffnet und mühsam unterhalten habe, bis er sich dem unehrlichen Geschäft des „Wippens“ zugewendet und nun durch Verschlechterung des umlaufenden Geldes in jeder möglichen Art zu solchem Reichtum gekommen sei, daß ihm nur wenige unter den ehrlichen Kaufleuten Breslaus gleich kämen. So könne er sich das schändlichste Prassen leisten samt seiner Eheliebsten, der keine Fürtuchspitze gut genug sei, wenn sie nicht zwanzig Reichstaler koste, obwohl diese Frau von Oberwitz von einem Dreschgärtner aus einem nahegelegenen Dorfe stamme.

Der von Oberwitz ergriff nun auch jede Gelegenheit zum Prahlen, die ihm das Mahl bot, das jetzt aufgetragen wurde.

Und es bot solcher Anregungen viele; denn es war über die Maßen üppig. Einer der zahlreichen Speisengänge bestand in einer kunstvollen Pasteten-Nachbildung der Arche Noä, in der allerhand gebratenes Getier, als Hase, Reh, Haselhühner, Krammetsvögel, Schnecken, Rapaunen, auch Hechtlebern, Karpfenzungen, überaus große Forellen und vieles anderes verborgen war.

„Mein Herr muß die Wenigkeit der Speisen nicht ansehen!“ entschuldigte sich der Gastgeber mit erheuchelter Demut gegen Florissohn, „sondern den Mangel mit dem guten Willen und einem Glase Wein ersehen!“ Dabei stellte er zur Wahl, ob man in die über alle Maßen kostbar geschliffenen Gläser Tokayer, Kanarien-Sekt, wälschen Marzipan-Wein oder Muskateller eingeschenkten haben wolle. Als die drei letzten silbernen Schüsseln, die fasanengespickte Krammetsvögel und eine Pyramide der schönsten Zitronate enthielten, gereicht wurden, legte dem jungen Florissohn die Frau von Boglenbach selber vor, sehr bedauernd, daß man zur Zeit nichts Besseres als Nachtisch in Breslau aufzutreiben könne.

„Ich weiß gar wohl, hochadlige Frau Schwester,“ mischte sich hier der von Oberwitz ein, „daß Rebhühner als Phasianen komponiert, jetzt wohl das seltsamste Feder-Wildbret sind, das man in diesem Lande aufzutreiben kann. Aber ich muß doch bekennen, daß mir meine Frau Gemahlin mit solchem gar zu oft aufgezogen kommt, so daß ich bereits einen Ekel davor empfinde, und ich schon sehr oft gesagt habe, daß sie auf etwas Seltsameres sinnen müsse.“

„Auf etwas Seltsameres?“ fragte entsezt ein unweit von dem Prahler sitzender Doktor der Medizin, den diese Großsprechereien schon lange verdrossen. „Ich weiß in Wahrheit nicht, was man noch Seltsameres erdenken sollte, als diese Gerichte, da man für dergleichen Phasianen doch gewiß bis fünf Dukaten Spezies zahlen muß. Solche Schleckereien würden freilich meinem Beutel gar bald die Schwindsucht an den Hals bringen.“

„So will ich dem Doktor den Rat geben“, sagte lächelnd der von Oberwitz, „mir allwöchentlich die Ehre seines Tischbesuches zu schenken. Denn man hat ja Gottlob noch so viel, daß man wöchentlich ein paar Dutzend Reichstaler zur Ergötzung seines Appetites nicht anzusehen braucht. Ja, ich versichre die Herren, daß mir zuzeiten, wenn ich dadurch mich früher als andere erleben kann, ein ganzer Reichstaler für einen Hering nicht zu viel dünkt!“

Diese überhäufte Prahleirei wollte dem jungen Holländer wohl ein Lachen erpressen. Doch bezwang er sich und brach bald danach auf.

Im „Blauen Igel“, wohin ihn trotz der geringen Entfernung der von Boglenbach wieder in seiner Kutsche fahren

ließ, plauderte er noch ein Stündchen mit dem gescheiten Wirt über seine Tafelerlebnisse.

„Was des Herrn von Oberwitzens Prahlereien betrifft“, sagte der Wirt, „so glaube mein Herr nur ja nicht, daß es in seinem Hause immer so reichlich zugehe, wenn er nicht weiß, wem er seine Schleckereien mit reichlichem Gegengewinn durch Absetzung von Waren aufstischen läßt. Denn es ist dieser Herren gewöhnlicher Handgriff, ihre Üppigkeiten auf Kosten von andrer Leuts Beutel auszuführen. Mein Herr wird gewiß auch an der Tafel des Herrn von Voglenbach zuunterst ein paar gemeine Krämer aus kleinen Städten gesehen haben, denen vorher der Herr von Voglenbach Gewürze und andre Materialien so teuer angeschmiert hat, daß er wohl aus ihrem Beutel das ganze Bankett ausrichten konnte, an dem teilzunehmen sich diese armen Schlucker als höchste Ehre anrechnen. Denn er und seinesgleichen denken Tag und Nacht auf nichts anderes, als auf Bucher und Gewinn.“

Nahm auch der junge Florissohn dies harte Urteil noch mit einem Zweifel auf, so stimmte er ihm wenige Wochen später mit ganzem Herzen zu, nachdem ihm ein glücklicher Zufall Einblick in die Laufbahn des Herrn von Voglenbach, einstmaligem Georg Tran, verschafft hatte.

Nach diesen zuverlässigen Nachrichten war der nunmehrige Herr von Voglenbach als vierzehnjähriger Halbwaise irgendwoher nach Breslau gekommen und von seinem Oheim, einem unverheirateten, recht wohlhabenden und rechtschaffenen Advokaten, in Pflege genommen worden. Der ließ ihn zunächst die Schulen besuchen. Als der Knabe aber wenig Lust zum Lernen bewies, durfte er in die Lehre bei dem Seidenhändler Cornelius Fruchlenberg eintreten, wo er sich sehr anstellig bewies und mit der Zeit als Handlungsgehilfe die volle Kunst seines Prinzipals und die wertvollere seiner Prinzipalin erlangte.

Der Oheim des jungen Tran aber drängte ihn, zur weiteren Ausbildung ins Ausland zu gehen. Unterdessen starb der Seidenhändler, hinterließ aber die Bestimmung, daß, wenn Georg Tran wieder aus Holland zurückkehrte, ihm angeboten werden solle, die Handlung fortzuführen und seiner verwitweten Eheliebsten wieder wie vormals treulich zur Hand zu gehen. Auch sollte er, wenn sie ihm gefiele, seine noch junge, aber doch heranwachsende Tochter zum Weibe haben.

So wurde Georg Tran von der Witwe mit vollem Vergnügen aufgenommen, und als sie nach vier Jahren ihrem Gatten in die Ewigkeit nachfolgte, bat er sich die inzwischen manbar gewordene Tochter von ihren Vormündern zur Eheliebsten aus, was dieser viel Freude bereitete. Die Vormünder aber hielten ihn über zwei Jahre mit allerhand Vorwänden hin, bis er sie durch Aufwendung großer Geschenke seinem Willen geneigt mache. Hierauf sowie auf die Kosten großer Geschenke an die Braut und zur Beschaffung einer reichen Aussteuer und Ausrüstung einer üppigen Hochzeitsfeier ging soviel drauf, daß von den 24 000 Tälern Erbvermögen der Jungfrau Blandina nur noch 9000 Taler für die Handlung übrig blieben. Dennoch mußte er seiner Gattin über 24 000 Taler eingebrochtes Vermögen quittieren, und weil eine solche reiche Gattin nicht zu Fuß gehen konnte, mußte er ihr auch sogleich eine vergoldete Kutsche kaufen, außerdem noch ein prächtiges Haus mit Garten, so daß in Wahrheit das eingebrachte Kapital nicht reichte, und der gute Georg schnell mit aller Kunst zu Ende gewesen wäre, wenn nicht zu seinem Glücke grade jetzt der Oheim starb, ihm 4000 Taler zurücklassend. Aber es reichte auch das nicht lange hin; denn die Eheliebste hatte sich unterweilen einem maßlosen Hange zur Prasserei ergeben, in Kleidung, Lebensweise und Putz, und war von dem Ehrgeiz besessen, ihren Mann in einer angesehenen Ratsstelle zu sehen, damit sie bei öffentlichen Anlässen, als da sind Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse, nicht nötig habe, hinter andre Frauen zurückzutreten, vor allem nicht hinter die verhafteten Weibern der Gelehrten. Und da es dem guten Georg nicht recht glücken wollte, eine solche Ratsstelle zu erlangen, lag die eitle Blandina ihm ständig in den Ohren, durch Aufwendung einer größeren

Summe sich von Kaiserlicher Majestät den Adel zu erkaufen. Das gelang ihm denn auch mit einiger Mühe und unter Aufopferung von hundert Dukaten, so daß nun Blandinchen bei Begräbnissen im Trauiergeleit um eine stattliche Anzahl von Plätzen heraufrückte, was ihn selbst freilich dem Bankrott bedenklich näher brachte.

Doch durfte er sich ja nun „von Voglenbach“ nennen, und die eben anhebende Geldnot gab ihm Gelegenheit, sich durch die landverderbende „Wipperei“ noch einmal vor dem Schiffbrüche zu retten. Mit Kippen, Wippen und Verschmelzen des guten, alten kaiserlichen Geldes in wertlose Münze verschaffte er sich ein solches Vermögen, daß er sich prächtiger denn zuvor in seinem Hause einrichten konnte und nun auch leicht die Würde eines Kapitäns der Stadt erlangte, in welcher er sich mit Pomp bei öffentlichen Feiern zeigte, an denen grade jetzt, nach Beendigung des großen Krieges, kein Mangel war. Und seinen einzigen Sohn konnte er in allen ritterlichen Künsten heranbilden lassen.

Dieser Umschwung im Leben dieses Glücksitters geschah etwa zehn Jahre vor der Ankunft des jungen Florissohn in Breslau. Also dieser aber bei den Voglenbachs so üppig bewirtet wurde, daß dem Alten schon wieder das Messer an der Kehle, und als der Holländer wenige Wochen später wieder nach Breslau zurückkehrte, war die erste Neuigkeit, die ihm der Wirt vom „Blauen Igel“ triumphierend mitteilte, der von Voglenbach sei bankrott und unter Rücklassung von 80 000 Tälern Schulden spurlos über die polnische Grenze verschwunden.

„Das wird freilich“, rief der Wirt erzürnt, „nicht hindern, daß die hochadlige Frau Gemahlin ihr gesamtes Ehegut für sich beanspruchen und auch Heller für Pfennig ausbezahlt erhalten wird, obwohl sie ja mit ihrer unersättlichen Prasserei und Prunksucht die meiste Schuld an diesem Fallissement trägt, durch das ungezählte Witwen und Waisen ihren letzten Groschen verlieren!“ — — —

Als Florissohn dieses wohlverdiente Ende des Kippers und Wippers erfuhr, hatte er gewinn- und genußreiche Besuchswochen hinter sich, die er auf dem Schloße des alten Herrn von Kronhof verlebte, desselben hochehrenwerten Edelmannes, der nach dem Duell des jungen Voglenbach mit dem Krippenreuter von Vogelbach auch an der Tafel des „Blauen Igel“ gespeist hatte. Ein freundlicher Zufall brachte es an den Tag, daß der Sohn des alten Herrn von Kronhof und der Holländer von Paris her gute Freunde seien.

Sofort war der junge Herr von Kronhof nach Breslau geeilt und hatte Florissohn aufgesucht, der eben im Begriff war, nach Wien weiter zu reisen. Nun wurde er dringend eingeladen, erst noch ein paar Wochen auf den Kronhoffschen Gütern zu Gast zu bleiben. Er tat das auch und lernte nun freilich eine ganz andere Art von Adel und Adelswirtschaft kennen, als er bisher in Schlesien hatte beobachten können. Geriet er doch da in einen Kreis kluger und gelehrter Männer aller Stände, die sich um den alten Herrn von Kronhof als dessen Gäste versammelten.

Zwar war das Kronhoffsche Schloß, umweit Breslau gelegen, weit weniger mit Luxus ausgestattet als die Stadtwohnung des Wippers von Voglenbach; aber eine große Zahl von Gewehren, Pistolen, Karabinern und allerhand andres Waidgerät, wie Körner, Hirschfänger und dergleichen, auch stattliche Geweih und Gehörne von erlegten Hirschen und Rehen zierten die Wände der geräumigen Zimmer und Säle, und in den Ställen konnte sich der junge Holländer an wohl zugerittenen, edlen Rossen ergözen. Alles Dinge, die zur Umgebung eines Edelmannes von rechtem Schlage gehören.

Aber der Fremde sollte doch auch noch einmal einen Blick in das Treiben jener andern Art von Adligen tun, die man so recht treffend als „Krippenreuter“ bezeichnete.

Der junge Herr von Kronhof fand nämlich bei seiner Rückkehr aus Breslau einen Patenbrief und eine Einladung zur Tauffeier vor, der er — wenn auch sehr wider Willen — doch folgen mußte, weshalb er seinen Freund einlud, ihn auf

das etwa sechs Meilen entfernte Gut zu begleiten, dessen Besitzer ein zwar wenig begüterter, aber doch ehrlicher Mann war, den er nicht gern durch eine Absage kränken möchte. Da sich aber hier eine Nachbarschaft von Krippenreutern zusammenfand, deren lächerlichen weil ganz grundlosen Adelssitz der Junker von Kronhof wohl kannte, stellte er seinen Freund als einen adligen Oberwachtmeister aus holländischen Diensten vor, was zur Folge hatte, daß sich diese adligen Bauern am ersten Abend gegen den Fremden und im allgemeinen ganz artig benahmen. Am andern Tag aber und nach vollbrachter Tauffeier ging es recht hund zu.

Zwar war das Mahl bescheiden, wenn auch reichlich, und zu trinken gab es nur wässriges Bier und Branntwein. Aber die etwa zwanzigköpfige Gesellschaft war rechtschaffen lustig, und die dazu gehörigen Damen fand Florissohn viel aufgeweckter als die im Hause Vogelbachs. Die Jugend vergnügte sich nach dem Klange von ein paar Fiedeln unermüdlich im Tanze.

Im Anblicke Florisohns, den ja alle für einen Oberwachtmeister hielten, gedachte eine Frau von Ruhmstein ihres Sohnes, der als Oberst in fremden Diensten stand, und sprach die Hoffnung aus, er möge da ebenso geehrt werden wie der Holländer hier.

Da mäkelte eine sehr herabgekommen und unansehnlich erscheinende Genossin von ihr, Frau Ilse von der krummen Breche: „Ich habe mich damals, Frau Schwester, sehr verwundert müssen, wie Ihr es über Euer mütterliches Herz zu bringen vermochtet, Euren Alexander, als er kaum zehn Jahre geworden war, unter die Kriegsgurgeln zu verstößen. Ich schwöre bei meiner Seele, daß ich nimmermehr so tyrannisch gegen die Meinigen handeln könnte, und ziehe vor, meinen Hans Christoph daheim und auf dem Gütlein zu halten, so gut ich kann. Zwar hat es kein Geringes gekostet, ihn rittermäßig auszustaffieren. Meine zwei besten Kühe gingen jüngst dafür drauf, so daß ich ihrer nun nur noch fünf habe. Aber ich sehe nun doch auch meine Lust, wie er sich in allem so rittermäßig anzustellen weiß. Denn seht, liebe Frau Schwester, kann er nicht so hurtig tanzen wie ein anderer und die Damen herumerdrehen, daß es eine Art hat? Er wird auch gewiß keinem ein Glas Bier oder Branntwein ausschlagen, und Tabak ist sein ganzes Leben. Er ist auch auf allen Gesellschaften sehr angenehm, daß er bisweilen unter drei Wochen nicht einmal nach Hause kommt, und dann gemeinlich mit einem blauen Auge. Woraus ich mir leichtlich die Rechnung machen kann, daß er sich gut ritterlich herumschlägt. Und also wird auch mein Zweiter, dieser Junker Martin Andres, werden, der unterweilen noch am liebsten seinen Budelkopf in seiner Mutter Schoß leget. Der lose Kerl weiß auch schon, daß er Junker ist. Darum begehrst er, nichts zu lernen, sondern er reitet lieber mit des Rößknechts Jungen im Felde herum. Aber ich werde ihm doch wohl statt eines Pferdes, um das er mich unablässig anlieget, ein ABC kaufen müssen, weil sein seliger Herr Vater immer gewünscht hat, er solle ein rechtschaffener Gelehrter werden.“

Aber die Frau von Ruhmstein widersprach dieser Erziehungsart und pries sich glücklich, daß sie ihren Sohn so früh angehalten habe, sich den Wind um die Ohren saufen zu lassen. Nun sei er der vornehme Kommandant einer Festung, von dem Kaiser in den Freiherrenstand erhoben und in der Lage, sie und ihre Tochter reichlich mit Geld und kostbaren Geschenken zu bedenken.

„Ist es möglich, daß der Junker Alexander ein so vornehmer Herr geworden ist?“ rief die Frau von der krummen Breche erstaunt. „Ich weiß mich seiner noch sehr wohl zu erinnern. Nun, ich wollte meinen Junker Hans Christoph wohl auch unter die Soldaten gehen lassen, wenn der Herr Obrist, Euer Sohn, liebe Frau Schwester, es so einrichten könnte, daß er nicht dahin käme, wo die wilden Leute sein, auch nicht Schildwacht stehen müßte, sondern ihn bald zu einem Korporal mache, da ich dann meine alte Gritte, so ihn ganz aufgezogen hat, schon überreden wollte, daß sie auf ein Jahr mit ihm zöge.“

und Achtung auf ihn hätte, bisweilen den Kopf wasche, ihm des Morgens ein Warmbier mache und die Hemden belauete, und sollte ich ihr dafür gleich noch eine halbe Meze Lein säen!“

Allem Anschein war die Frau von Ruhmstein im Begriff, ihrer hochadligen Schwester die törichten Anliegen gebührend abzuweisen, hätte sie nicht eben der junge Herr von Kronhof zum Tanze aufgeführt. Zu der alten Frau von der krummen Breche aber gesellte sich der von Vogelbach (derselbe, der sich jüngst mit dem Breslauer Stadtjunker ähnlichen Namens herumgeschlagen hatte) mit einer langen Tabakspfeife im Munde.

„Wie geht's? Wie steht's?“ fragte er und begann, sich mit dem Lobe ihres Junkers Hans Christoph bei ihr einzuschmeicheln. „Ich wünschte nur, er wäre dabei gewesen, wie ich mich vor ein paar Tagen mit einem Pfeffersack herumschlug, daß ihm dabei die schwere Angst kam und er mich ums Leben bitten müßte! Er gab derhalb hinterher einen stattlichen Schmaus, wobei wir uns denn so lustig machten, daß der beste Wein in der Stuben herumfloß und die feinsten Gläser zum Fenster hinausflogen. Fraget nur, liebe Mühme, wenn Ihr's nicht glauben wollt, den Kavalier! Der ist dabei gewesen, als ich den Pfeffersack geschoren habe.“

Er wies dabei auf Florissohn, der bisher still bei einer Pfeife Tabak diesem adligen Diskurse zugehört hatte. Es verdroß ihn in der Seele, daß dieser Kerl so unverschämt daher log und ihn nun auch noch zum Zeugen anrief. Er tat deshalb, als habe er nichts gehört, und ging zum Saale hinaus.

Die alte Frau von der krummen Breche aber legte los: „Es ist Euch gewiß eine schöne Ehre, daß Ihr Euch wegen eines Suffes Wein mit den Bürgern so gemein macht und mit ihnen Brüderschaft fauset, ja die Pfeffersäcke sogar „Oheim“ nennet!“

„Seht Ihr mich für einen Narren an?“ ereiferte sich der Gescholtene, „daß ich diese Kerls „Bettler“ und „Oheim“ nennen sollte? „Bruder“ geht wohl noch hin, so lange sie lustig Wein hergeben. Hernach aber heißt es: „Lasset die Bärenhäuter gehen!“ Und ich wollte einen sehen, der jetzt etwa in diese adelige Zusammenkunft trate und mich „Bruder“ hieße oder so viel Herzé hätte, mir einen Stoß anzubringen!“

Raum aber hatte der Aufschneider geendet, kam eines andern Edelmannes Knecht herein und sagte ihm etwas leise ins Ohr, worüber er sehr erschrak. Und bald darauf trat ein fremder, im Dorf einquartierter Reiter in die Stube und schrie den Junker an: „Ich habe dir, du kahler Schuft, schon zu zweien Malen sagen lassen, du sollest mir die Stiefeln herauschicken, weil ich einen Ritt bekommen habe und nicht warten kann!“ Und dabei stieß er den Junker mit Gewalt auf die Bank und riss ihm die langen Reitstiefeln von den Füßen.

Da saß nun der hochadlige Aufschneider in einem Paar sackgröber Strümpfe, die nur zur Hälfte die Schenkel bedeckten, und durfte sich nicht von dem Tische weg machen, bis man im Hause ein Paar alte Schlurfen aufgefunden hatte. Er aber drohte, er werde den Reiter in Stücke hauen, und was des Schmähens mehr war.

Unterdessen vergnügten sich die andern weiter mit Tanzen, Tabakrauchen und Schnapstrinken. Als der Lärm immer ärger wurde, schlichen sich Florissohn und der junge von Kronhof auf einen Wink des letzteren davon und fanden bei einem dem Herrn von Kronhof bekannten Bauer in der Nachbarschaft ein Nachtlager auf dessen Heuboden.

Am andern Morgen erfuhren sie durch den Reitknecht, daß eben eine dreifache Schlägerei nahe der polnischen Grenze ausgefochten würde wegen eines Streites, der gestern abend spät noch unter den Taufgästen ausgebrochen sei.

Die Ursache dazu hatten die üblichen Aufschneidereien über Jagderlebnisse gegeben.

Der Junker von Vogelbach, so berichtete der Reitknecht, hatte damit den Anfang gemacht.

Er erzählte, daß ihm jüngst eine große Bache, auf die er zielte, zwischen die Beine gelaufen sei, so daß er rücklings

auf ihr zu sitzen kam. Nachdem sie ihn so an die sechs Meilen durch das dichteste Gefüll geschleppt hatte, habe er sich endlich auf sein großes Taschenmesser besonnen und mit diesem so lange an ihrer Kehle herumgefiedelt, bis sie zu Boden sank.

Zu dieser Geschichte äußerte Hans von der Flinte (derselbe, der in der Rauferie mit dem Junker von Vogelbach des



Erzählers Beifand gewesen war) einige Zweifel, wie sein Vetter, rückwärts sitzend, der Bache habe an die Gurgel kommen können.

„Meinest du, daß ich mein Voltigieren so gar vergessen hätte?“ fragte da der von Vogelbach mit gut gespielter Entrüstung und erkundigte sich zur Ablenkung, wie es denn in letzter Zeit mit des Fragers Waidwerk bestellt gewesen sei.

„Sehr schlecht!“ antwortete dieser. „Außer, was ich etwa mit der Büchse an Enten erjage! Dabei macht mir

den meisten Spaß, was ich auf dem Kopfe meines alten Hechtes erbeute.“

Alle fragten erstaunt, was er damit sagen wolle.

„Ja, ich habe in dem Teiche vor meinem Hof einen großen Hecht“, erwiderte Hans von der Flinte lächelnd, „der — wie ich an seinen Zähnen ersehen kann — schon an die 1500 Jahre alt ist. Dem ist soviel Moos auf seinem dicken Schädel gewachsen, daß alle Jahre die Enten in ihm nisten. Bekomme ich nun einen Gast oder brauche sonst ein Gericht Fische, so nehme ich nur meine Kugelbüchse und schieße ihm eins an den Kopf, worauf er so erschrickt, daß er über einen halben Zentner Speisefische ausspeielt. Sage mir aber, Junker Melcher von der Kraze, was bringt dir denn dein Gut jetzt ein?“

„Niemals unter anderthalb hundert Talern im Jahre!“ kam schnell die Antwort. „Das meiste habe ich vom Obst. Und zwar von meinem alten Nußbaum. Er trägt das Jahr mindestens 30 000 Schok Nüsse.“

Das begegnete bei den andern berechtigten Zweifeln. Worauf der hizige Junker von der Kraze schrie: „Ich hab' es gesagt und werd' es immer sagen! Denn ich bin kein solcher Aufschneider, wie du, Vogelbach, mit deiner Sau, oder du, Flinte, mit deinem alten Hechte!“

Im Augenblicke sah man, wie Gläser, Krüge, Tabakpfeifen, Lichte und Leuchter in der Stube herumflogen und die drei Junker einander bei der Kehle kriegten, wobei nichts so lächerlich war, als daß die Frau von der krummen Breche alsbald ihren Junker Hans Christoph vom Tische hinwegriß und anfangs unter ihrer Schürze versteckte, um dann unvermerkt mit ihm zur Tür hinauszuschleichen. —

Einige Tage später, nachdem der junge Herr von Kronheim wieder mit seinem Gaste auf dem Schlosse seines Vaters angekommen war, erhielt man die Nachricht, daß bei dem Duell nach diesem Taufschmause der von Vogelbach seinem Gegner einen so gefährlichen Hieb in die Pulsader des rechten Armes beigebracht habe, daß das Blut nicht zu stillen war und der gute Kerl auf dem Platze blieb. Der Junker von Vogelbach aber sei über die polnische Grenze entwichen.

„Natürlich!“ sagte hierzu der alte, wirklich „edle“ Herr von Kronheim. „Wie wäre es denn sonst ‚adlig‘ zugegangen, wenn sie nicht einander ritterlich die Hälse gebrochen, ihre Weiber und Kinder aber an den Bettelstab gebracht hätten!“

Bom Gebirge

Der Gründer des Deutschen Riesengebirgsvereins (Sitz Hohenelbe), Eduard Petrat, ist am 27. September im Alter von 75 Jahren in Prag, wo er als Schuldirektor im Ruhestande lebte, gestorben. Als Ende des Jahres 1879 in Prag der Plan auffauchte, nach dem Vorbild des deutsch-österreichischen Alpenvereins einen „Gebirgsverein für Böhmen“ zu gründen, setzte Petrat, damals Lehrer in Krausebäuden, den Gedanken für das Riesengebirge in die Tat um und bildete eine „Sektion Hohenelbe“ des Gebirgsvereins für Böhmen. Aus dieser Sektion hat sich der Österreichische, jetzt Deutsche Riesengebirgsverein entwickelt. (Siehe „Wanderer“ 1930, S. 104 ff.) Petrat hat auch die von 1881—1898 erschienene Zeitschrift des Vereins „Das Riesengebirge in Wort und Bild“ bis 1887 geleitet. Ferner hat er einen „Illustrierten Führer durch das Riesengebirge“, Wien 1891, verfaßt, dessen geistlicher Teil immer noch von Wert ist, da Petrat archivalisches Material benutzt. Das längst vergriffene Buch ist heute noch sehr gelesen.

Die „Kolonie Waldeslust“ im Isergebirge.

Man wird sie auch auf der genauesten Karte vergeblich suchen, denn sie ist jüngsten

Datums und nicht von dauerndem Bestand. Ihr Entstehen geht auf den Wind- und Schneeruhr am 26./27. Oktober 1930, der weite Waldstreifen des Ries- und Isergebirges umlegte. Am Westhang des Ziegelfamms, im Tal der Iser, in dem äußersten nach der Tschechoslowakei hineinreichenden Winkel des deutschen Gebirgsteils, war in drei Walddistrikten 80—100 jähriger Baumbestand fast restlos niedergebrochen worden, den etwa 100 Mann in schwerer Arbeit zum Abtransport fertig machten. Da ein Abtransport des Holzes mit Pferden nach den Verladestellen der Eisenbahn kaum möglich war, legte man Schienennwege in großen Schleifen durch das Gebiet. Durch Rohölzugmaschinen wird das Holz auf einer etwa 10 Kilometer langen Schienennstrecke nach Neuwest zu der Eisenbahnlinie Hirschberg—Polaun befördert. Rastlos verfehren die kleinen Holzzüge, um die Mengen noch möglichst vor dem Winter aus dem Bruchgebiet zu entfernen. Die Belegschaft hat sich mitten im Walde eine primitive Siedlung geschaffen und ihr mit Humor und Stolz den Namen „Kolonie Waldeslust“ gegeben.

W. Prox, Karlsthal.

Heimat ohne Namen.

Ein Erlass des tschechischen Innenministeriums an alle Staatsanwälte trägt diesen auf, den deutschen Zeitungen in der Tschechoslowakei den Gebrauch des Wortes „Sudetendeutsch“ nicht mehr zu gestatten.

Zeitungen, die das Wort enthalten, sollen beschlagnahmt werden. In zahlreichen sudetendeutschen Zeitungen wurde unter dem Titel „Heimat ohne Namen“ gegen diese Verfügung Stellung genommen und der feste Wille zum Ausdruck gebracht, trotz aller Verbote und Verfolgungen die sudetendeutsche Heimat deutsch zu erhalten. Es erhebt sich weiter die Frage, was mit jenen zahlreichen Zeitungen und Unternehmungen geschehen wird, die die Bezeichnung „Sudetendeutsch“ im Titel tragen. Auch hier würden Verbote zwar die Form, aber nicht den Inhalt ändern können.

Professor Hanns Fechner, Schreiberhan, einst als Bildnismaler hochgeschätzt, den wir als Schriftsteller kennen, malte ebenfalls das Raabe-Bild, das dem Seher von Braunschweig zu seinem 70. Geburtstage von seinen Verlegern geschenkt wurde. Professor Fechner erhielt mit einigen anderen Persönlichkeiten anlässlich der Raabe-Hundertjahrfeier in Braunschweig, zu der er als Ehrengäst geladen war, von der Stadt die in Bronze ausgeführte Raabe-Grinnerungs-Plakette.

Hermann-Stehr-Ehrung.

Das schmucke Dorf Banau (Kr. Frankenstein) ist am 20. IX. gepflegt vom frischen Winde und von einer gütigen, heuer seltenen Sonne. In der Straße, an den

Häusern, überall Blumenenschmuck, Girlanden, Färbchen. Die Bevölkerung, bis ins jüngste Alter herab, im Sonntagsstaat, in froher Erwartung. Kommt er? Nein, noch nicht! Mußt er töten, Kommando klingt. Die gewichtige Ortsbevölkerung heißt „Ordnung, Platz machen!“ Autos hupen. — Er kommt, er ist da! Vor dem schönen, auf der alten Basis wie neu erglänzenden hochgelegenen Schulhause verläßt Hermann Stehr mit Gattin und Sohn den Wagen. Unter Tuschbläsern und brausendem Hurrah bestiegt der Herr Lehrer die tannengeschmückte Stiege, die ihn vor 45 Jahren in Ausübung seines Berufes auf- und absteigen sah.

Lehrer Dortschy führt die Gesellschaft in das schöne, geräumige, durch eine Ehrentafel bezeichnete Versammlungszimmer der „Hermann-Siehr-Schule“. Von den lichten Wänden grünen Freskogemälde, welche Szenen aus dem „Heiligenhof“ vorführen, das Werk des Malers Günther, eines Schülers von Professor Kämpfer, der seit sieben Jahren in Silberberg seinen Wohnsitz hat. Nach der kirchlichen Einweihung beginnt der Festakt vor dem Hause, damit die ganze Bevölkerung teilnehmen kann.

Professor Heider, als Vertreter des Landrats (in Frankenstein), übergibt das schöne Haus der Gemeinde, Kinderchöre jubilieren, Ortsvorsteher und Lehrer sprechen ihren Dank aus. „Hermann Stehr lebe hoch, der einst diesen Ort geweiht!“ Und dann bestiegt der Dichter das Rednerpult.

Er hat die ganze Zeit still versonnen dagesessen. Es war wohl die alte Zeit, die lebendig vor ihm aufstieg und ihn der Gegenwart entrückte. Aber jetzt wirft er die weißen Haare zurück, sein Auge flammt jugendlich auf; er spricht wohl bewegt, aber froh und feurig. Er spricht von seinem Ame, das ihm allezeit ein tödliches gewesen, bis er dann die Schule verließ, um fernerhin in größerem Kreise die Menschen zu lehren. Er gedient der trüben, schweren Zeit, die auf uns lastet; überspannte Hoffnungen seien nicht am Platze: „Nicht Liebe oder Wahrheit und Gerechtigkeit werden je die Welt regieren, aber jeder übe sich in der Liebe und der Wahrhaftigkeit, um so das Vaterland von neuem aufzubauen!“

Zum Schluß kommen Jugend und Frohsinn zu ihrem Recht. An der Stätte, wo der ungestüme Kämpfer, der leidenschaftliche Grübler einst sein Haupt zu färger Ruhe niederzulegen pflegte, führen vier frische Jungen unbefangen und realistisch ein allerliebstes Stückchen auf, in dem Grimms Märchenweisheit zu Worte kommt. Hermann Stehr hat seine Freude an der Jugend von heute.

Ein halb Jahrhundert hast du so gestrebt, Gestaut, gesaucht, verzweifelt, kurzgelebt. Nun hat es wieder dich nach Hause gebracht. Vom hohen Lebensmeer mit reicher Fracht, In reinem Wohlklang zieht zurück dein Kahn, Gesteuert von dem „Meister Cajetan.“

Das eben erst veröffentlichte Werk Hermann Stehrs „Meister Cajetan“ bedeutet feineswegs den Abschluß, aber troß leidenschaftlicher Glut ein Durchringen zu harmonischer Schönheit, das wie ein wundervoll gereifter Wein mundet.

Marie Oehlke, Breslau.

Artur Ressel, Agnetendorf, stellt in Berlin aus.

Die Berliner Kunstaustellungen haben im Monat September recht viel für Schleifen getan: die „Große Berliner“ stellte Breslauer Künstler aus und bei den Jurystreitern, in der siebten Reihe, hatte Artur Ressel einen ganzen Raum für sich zur Verfügung gestellt bekommen. Leider ist die Gesellschaft der übrigen Künstler, aus-

genommen den Oberschleifer Georg Rinzer, von so zweifelhafter Bedeutung, daß man Ressel für das nächste Mal eine andere Umgebung wünscht, die seinen ernsthaften Arbeiten würdig ist. Die Berliner Kritik hat sich recht freundlich über ihn geäußert; die einzigen Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, sind überspitzter Realismus und eine gewisse Bürgerlichkeit, die vom rein Malerischen ablenkt.

Ressel selbst wird wissen, was er von diesem Urteil zu halten hat. Das Bürgerliche liegt vielleicht in der Naivität, mit der er ganz bunte Farben, reine Töne wie Chromgelb, Zinnober, Ultramarin in ein wohl abgestimmtes Bild hineinsetzt. Das wirkt oft illustrativ, besonders bei den Kinderbildern. Auch bei den anderen Gemälden bringt er, nicht immer zum Vorteil, eine ungebrochene Farbigkeit an, am Kleid oder im Hintergrund. Unter den sechzehn ausgestellten Bildern fallen daher diejenigen als die besten auf, die sanfte Übergänge in den Tönen zeigen, so wie die alten deutschen Meister gemalt haben. Ressel hat in seiner ganzen malerischen Art, die eigentlich mehr eine zeichnerische ist, viel Altmelsterliches; diese Technik bedeutet nicht etwas Angelerntes, Äußerliches, sondern sie entspringt einer ernsten und geübteten Kunstauffassung. Das Porträt des Bildhauers Hermann Schneider wirkt z. B. als ein abgewogenes, geschlossenes Ganzes, ohne irgend eine farbliche Dissonanz. Es gehört zu den schönsten der Kollektion, aber auch das frühe Bildnis seiner Eltern ist stärker als manches, das später entstand.

Wundervoll treffend und in einem geistigen Sinne porträthähnlich ist bei Ressels Bildern der Ausdruck der dargestellten Gesichter. Härte oder Weichheit, sie sprechen unmittelbar aus den Zügen, und seine eigenartige Slaquarelltechnik dient ihm mit ihrer Durchsichtigkeit dazu, alle Feinheit und Wärme der Haut wiederzugeben. Eine unglaubliche Helligkeit des Fleisches und samartige Tiefe des Stoffes zeichnet das Porträt der Frau v. Wolkowksi-Tillner aus, wieder fällt hier Ressels Begeabung, Hände zu malen, auf. „Frau v. Wolkowksi-Biedau“ ist interessant in den reich gestalteten schwarzen Farbtönen, die in dem Grau des Haars wiederkehren. Wunderbar in der Zartheit des Ausdrucks erscheint der gesenkte Kopf der kleinen „Tinka“. Die gleiche Innigkeit liegt über der „Familie um den Putzpfel“, durch das besetzte bräunliche Höschen noch gehoben. „Die Pauline“, stark in formaler Lösung und Technik, „Mein Junge“, mit den lebendigen Köpfen des Kindes und des Hundes, sind beide sehr schön. Der „blühende Kaktus“ löst das Problem dagegen: die sommerliche Landschaft und der Fensterrahmen, alles farblich zurückgedrängt, um die Pracht der strahlend roten Blüte zu entfalten. Sonst sind noch zu nennen: „Mädchen am Ofen“, das sehr ähnliche „Selbstbildnis“, „Meine Frau“, „Mädchen mit Distel“.

Man kann Ressel nur wünschen, daß seine Kunst immer mehr Freunde und Anhänger findet; er ist ein deutscher Maler im besten Sinne des Wortes. — er.

Das Wahrzeichen auf dem Sammelgrab des deutschen Kriegerfriedhofes Montebello (Abb. S. 162) ist das Totenmal von 3554 unbefriedeten deutschen Soldaten. Bevor sich der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (Berlin W. 15, Brandenburgische Straße 27) des Friedhofes annahm, war das Massengrab ein Erdhügel, auf dem das Unkraut „Vergessen“ wucherte. Nun ist es mit einer niedrigen Zuttermauer eingefasst und einheitlich mit Lavendel bepflanzt. Der Gedenkstein mit seinen zur Andacht mahnenden Schriftzeichen und den drei verbundenen Kreuzen als Sinnbild gemeinsamen Opfer-

todes macht fremde Erde zum Vaterland. Viele andere Kriegerfriedhöfe hat der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge in würdiger Weise hergerichtet, aber unendlich viel bleibt noch zu tun. Zu seinem großen Werke bedarf der Volksbund der Mitarbeit des deutschen Volkes, das er im November um eine Spende in öffentlicher Sammlung bitten wird. Wer an die endlosen Totenfelder denkt, über denen die Frage zu stehen scheint: „Was taten wir für euch, was tut ihr für uns?“ wird sich einer Ehrenpflicht nicht entziehen.

Auf alten Pfaden

Vom Reichtum unserer Gebirgsmundart.

Obwohl jede Volksprache wie auch die in unseren Bergen gebräuchliche Mundart durch die seit dem siebzehnten Jahrhundert allgemein gültige Schrift- und Buchsprache stark eingeengt worden ist, und die sogenannten gebildeten Volkskreise die eigentliche Mundart aufzugeben haben, so bleiben jedoch die Bauern und Dorfleute mit Recht auch heute noch bei der von ihren Vorfahren ererbten Redeweise. Es ist das sehr erfreulich, denn die Mundart ist der lebendige Heimatquell, der aus der Tiefe quillt und befruchtend auf die Umwelt einwirkt. Außerdem gibt sie uns Aufklärung über den Charakter und die Kultur des Menschen, da die Volksseele in der Sprache lebt. Auch bildet die Mundart ein wesentliches Stück der Heimat und hat die Kraft, den Menschen an den Boden seiner Kindheitstage zu fesseln, sowie dem Heimatfernen Raum und Zeit zu überbrücken, sobald Mundartflänge der Muttersprache seine Seele treffen.

Vor allen Dingen aber ist unsere Gebirgsmundart überaus reich an schönen und lebendigen Wortbildern, so daß sie das kostbare Volksgut unserer ar materiellen Gütern so armen Gebirgsgegenden ist. Leider kann jedoch diese Vorteile der Mundart, die neben der Schriftsprache ein stilles Sonderdasein führt, nur derjenige kennen lernen, der dauernd in solchem mundartlichen Sprachgebiete lebt, denn trotz ihres offenbarzigen Charakters übernieren Dorfleute gegen Fremde eine gewisse Zurückhaltung. Nur unter ihresgleichen lassen sie sich geben und rücken da, wie man sagt, mit der Sprache heraus, so daß die vielen Tausende, die alljährlich in unsere Berge kommen, so gut wie nichts von dem Reichtum der schönen Gebirgsmundart erfahren. Aus diesem Grunde werden hier einige dafür charakteristische Gespräche und Redewendungen aufgeführt.

Begegnen sich bei uns auf der Dorfstraße zwei Einheimische, so geben sie nicht wie die Menschen in den Großstädten kalt und teilnahmslos vorüber, sondern reichen sich zum Gruße die Hand und erkundigen sich gegenseitig nach dem Befinden, indem einer den andern fragt: „Wie geht dir denn noch immer?“ „Nu je“, antwortet da der Angeredete, „loba loan ma's ne on schändal ma's ne“ oder: „War de kloart, kriegt ne geburt“ Mitunter hört man auch: „Wenn o's Lader ganz is, do muß s ju giehn“ und will damit zum Ausdruck bringen, daß man bei Gesundheit gern zufrieden ist. Darum wird auch gesagt: „Die Haupfsache is, doß em 's Assa schmeckt on ma's Geld ne zum Opfer troarn braucht.“

Aber auch sonst ist man in der Gebirgsmundart um Ausdrücke nicht verlegen und hat für jedes Ding stets mehrere Bezeichnungen zur Hand. So heißt zum Beispiel das Gesicht: „Lorve, Flöppje, Frasse, Schauze“ und wer viel spricht „boat an Schwernotschüsse oder „an Frasse wie an Dreschschleuder“. Wer „triebetimplich“ aus-

sieht, oder eine „flamische“ Miene macht, von dem wird gesagt: „Dam verzieht's die Flöppie, ols wenn ihm die Hündler's Fleisch gefrassa hätta“ oder „a macht an Gesicht wie a zertratner Hennischuh“. Wer seine Nase höher trägt wie die übrigen Dorfleute, „wird für Stulze nooch zerbrecha“ und der alles besser wissen will, „tut ols wenn a die Klugheit mit Löffeln gefrassa hätta“. Grünste Menschen „macha a Gesicht wie zahn Meilla biefer Wag“ und wer mit seiner „Fliemone“ einen blöden Eindruck macht, „haut ei sem Wippel an Schiefer zu viel oder a Backscheit zu wing“. Von einem Menschen, der stets die große „Fresse“ riskiert, sagt man: „Für daffens Quadratjähnauze warn sie amoal müssa an Extrasorg macha.“

Auch für das Gehen hat die Mundart mannigfache Bezeichnungen und zwar, je nachdem ein Mensch läuft, heißt es da: „A prescht oder narrscht wie besassa im Durchein, s is schier ols wenn ihm die Tulloader geplöst wär“. Von einem gebrechlichen Alten sagt man: „A gratscht schwund rechi esfällig on wird wetter kenn Scheffel Salzfrassa.“ Wer es eilig und seine Zeit hat, „muß sich die Beine ei die Hand nahma“ und von einem, der pflegmatisch und daher sehr langsam geht, wird gesagt: „A wird sich bee Been ausreizha.“ Wer aber eine schnelle Gangart hat, „bürscht wie a Wiesala oder geht wie a Schiekhund“. Der mit Rheumatismus behaftete „humpelt wie an aple Kroba“, wer sein gutes Gewissen „schleicht sich surt wie der Dieb ei der Nacht“ und der erst spät aus „im Kratschen wackelnde Pichbruder, turtelt ne selda ei a Seita-groaba“. Dickbäuche „wozaln wie Mostschweine“, und wenn solche schief geladen, „kaula sie wie Biersafzlan“. Alte Jungfrauen „stulzern wie die Gänse“ und haben sie „Sagabügelbeene, waschalin sie wie die Enza“. Kleine Mädchen „ramm vu em uff s andere, ols wenn sie a Nadla zwisch a Been hätte“. Geht der Bursche zu seiner Herzliebsten, „plachandert er“, und hat er sich verspätet, „treetscht a o die Heiroat“.

Kein Wunder, daß darum die so wortreiche Gebirgsmundart auch in Sachen der Liebe nie versagt. Tros ihrer sonstigen Derrheit, fehlt es ihr durchaus nicht an zarten Worten und sagt der Bursche zu seinem Mädchen: „Mei gudes Schöla, moi liebes Herzla, moi schienes Puttla, moi zuderlisses Schöbla, ich bien dir zu Tude gutt!“ Solche Rosenamen werden zumeist nach Feierabend auf der sogenannten „Freierbank“, die neben der Haustür ihren Platz hat, geslüstert. Und wenn es der Bursche mit seiner Werbung ehrlich meint, dann wird nach der Ernte das Ausgebot bestellt. Nachdem es der Geistliche vermeldet hat, heißt es im Dorfe: „Die on die sein heite vu der Kanzel geschmissa wurn.“ Ist dann die Hochzeit, „tu schmeiha beede a Kroam zufomma on sein Moan on Weib“. Da hiervon die Zukunft abhängt, „is s durchaus ne egoal, woas ma sich für an Platsche Weib nimmt, denn war beim Heiroata stulpert, bleibt a Krüpel weil a labt.“ Ein anderes Sprichwort lautet: „War nischt erheiroat', nischt ererbt, bleibt a ormes Luder bis a sterbt.“

Da der mundartliche Sprachchatz für die Bedürfnisse des Magens besonders reich ist, so sei zum Schluß auch hiervon noch einiges erwähnt. In der Mundart sagt man nicht essen und trinken, sondern „frassa on Sausa“, und wenn sich die Dorfleute zu Tisch begeben, so geschieht es um zu sloppja, zu stuppa, zu spachteln oder zu schnabulieren“. Vieles „verpuha on wommja a fu viel, bis sie sich richtig vußgesackt hon“. Wer seinen Durst gern mit alkoholischen Getränken löscht, von dem wird allgemein gesagt: „A tutt garn a Luder pseifa.“ Wer jedoch über das übliche Maß hinaus geht,

„säfft wie an Timpelräte oder wie an ahle Kuh“. Vom Essen und Trinken handeln auch die folgenden üblichen sprichwörtlichen Redensarten: „Affa on Trinsa hält Leib on Seele zufomma. — Bür'm Affa hängt ma's Maul, on noach 'm Affa is ma faul. — Ihr künnt eich derweil die Zähne weha, es wird gleich woas gehieriges seha. — War lange isicht on wing ist, wird reich on künnt zu nischt. — War zu Goste is on läßt sich lange bieka zum Affa, denkt, wenn ich mir ocf nooch woas mit heem nahma könnde. — Moncher futtert, doß die Zähne möchta Feuer gahn, oder bis der kleinste Dorn is wie der dicke Stiefelsohrt.“

Ferd. Neumann - Hermisdorf stadt.

blühenden Enzian vor der Schneekoppe, etwa von der Gegend der Aupaquelle her. Lichtbildnerisch ein schwieriges Kunststück, ist es technisch von Hansstaengl in München wieder ganz hervorragend herausgebracht. Künstlerisch bildet die dunkle Kulisse der im Schatten eines Abhangs stehenden Enzianstengel, welche sich an einen wieder noch dunstigeren Knieholzweg anschließen, einen wirksamen Gegensatz zu den duftigen Tönen der wechselnd beschienenen Schneekoppe im Hintergrund. Diese läßt in der klaren Herbstluft alle ihre reizvollen Einzelheiten erkennen, während die sinkende Sonne bereits Abendschatten aus der Tiefe des Riesengrundes herauftaucht. Gerade dieses Blatt dürfte besondere Freunde finden.

Bücherschau

Alpines Handbuch. Hrsg. vom Deutschen u. Österreichischen Alpenverein. Band 2. Leipzig: Brockhaus 1931. 14,50 RM.

Während der im vorigen Heft besprochene 1. Band das Wissen vom Berg enthält, behandelt der 2. das Verhältnis des Menschen zum Berge. F. Rudovský eröffnet die Fülle der Beiträge mit einer Einführung des Bergwanderns und Bergsteigens, W. Hofmeier unterrichtet über das Zurechtfinden im Gelände, G. v. Kraus und W. Welzenbach über das Klettern im Fels und das Gehen im Eis. Ausführlich ist jeder Zweig des Alpinismus von den besten Fachleuten erörtert, der alpine Skilauf (H. v. Ballinger), das Jugendwandern (E. Enzenberger), das Bergführerwesen (H. Menger), die Photographie in den Hochalpen (G. Aufsal), die alpinen Vereine (A. Dreyer). Eingehend sind die Gefahren der Berge von W. Hofmeier untersucht, Bergung und Rettung von G. Blab geschildert. Ein Kapitel ist ärztlichen Betrachtungen über die Physiologie des Bergsteigers von W. v. Redwitz gewidmet. Jeder Abschnitt ist mit umfangreichen und zuverlässigen Literaturzusammenstellungen versehen, die ein Verfolgen von Spezialfragen ermöglichen. 176 Abbildungen, 4 bunte und 8 Tiefdrucktafeln sowie zwei Karten sind eingestellt. Das „Alpine Handbuch“ ist eine Fundgrube des Wissens, ein Nachschlagewerk für den erfahrenen Bergsteiger und in seiner anregenden und allgemein verständlichen Darstellung für jeden Freund der Berge ein Führer zum Erkennen und Genießen ihrer gewaltigen Erscheinung.

Der Kraftpostführer der Oberpostdirektionen Breslau, Liegnitz, Oppeln für den Winter 1931/32, der für 0,25 M. bei allen Postämtern und den Kraftwagenführern zu haben ist, weist 261 Linien auf. Die Oberpostdirektion Liegnitz, die mit dankenswertem Verständnis für die Wünsche des Fremdenverkehrs des Riesen- und Isergebirge mit dem Vorland erschließt, unterhält 82 Linien, von denen 10 im Winter eingesetzt werden, weil in dieser Zeit die Wege in den höheren Gebirgslagen unbefahrbar sind. Trotzdem kommt der Wintersportler dank der Reichspost schnell an sein Ziel, und besonders erfreut können die Görlitzer sein, die jetzt am Sonn- und Festtag in noch nicht zwei Stunden mitten im Isergebirge in Bad Schwarzbach sind. Das Verzeichnis der Linien, Haltestellen, Fahrzeiten und eine Übersichtsliste unterrichten schnell und zuverlässig, wie man sich den Weg in das Gebirge abkürzen kann.

Das zweite der RGG.-Kunstblätter von L. Herwalt (Verlag Rudolf Schneider, Mariendorf) ist erschienen und geht in diesen Tagen den Beziehern zu. Es zeigt

Kalender für 1932. Seit 22 Jahren erscheint der „Grünberger Hauskalender“ (Hrsg. v. d. Kreisverwaltung Grünberg), der den Bewohnern der Kreise Grünberg und Freystadt immer wieder Neues aus der Natur- und Kultur ihrer Heimat zu bieten weiß. Die neue Ausgabe bringt z. B. neben Gedichten und Erzählungen, die z. T. an Begebenheiten aus Gegenwart und Vergangenheit des Kalendergebietes anknüpfen, Artikel über Steingeräte aus der Vorzeit des nördlichen Niederschlesiens (Dr. G. Petersen), über merkwürdige Bäume im Kreise Freystadt, einen historischen Spaziergang durch den Neusalzer Oderwald (E. Glaeser), über den Grünberger Naturpfad, die Tier- und Pflanzenwelt des Kreises Grünberg (Dr. K. Grubl). Von Kunstdenkmälern werden zwei Barockfiguren in Neusalz (Dr. Wenzel), die Bauten der Romantik im nördlichen Niederschlesien (Dr. G. Grumann) und die Filialkirche zu Altstrunz bei Schlawe (Teiereis) gewürdigt. Neue Bauten wie die Grünberger Stadthalle, das Schulhaus in Neustadt u. a. sind nicht vergessen. Episoden aus der Geschichte von Grünberg und Neusalz, aus der Jugend des Dichters Franz v. Gaudy, Mundartproben und praktische Angaben vervollständigen den anregenden Inhalt. Aus dem engen und doch so reichen Bezirk der Heimat in das unendliche Feld der Natur führen „Tier- und Pflanzen-Bildkalender“ und „Limpert-Wanderkalender“ (Dresden A. 1; Limpert, je 2 RM). Tier- und Pflanzenbilder mit Tiersäulen, Erzählungen und Erläuterungen in leichtverständerlicher Form, der Zauber deutscher Landschaft mit Schilderungen, Gedichten und Ratschlägen für die Wanderung, beide Erzieher zur Natur- und Heimatliebe. Einer der großartigsten Landschaften ist „Bödigs Alpenkalender“ (München: Paul Müller, 3,20 RM) gewidmet, ein Geschenk für alle, die mit der Bergwelt innerlich verbunden sind. 115 farbige Bilder mit interessantem Text sind anregende Begleiter durch das Jahr. Da dieses Jahr im Zeichen Goethes stehen wird, steht der „Kartenkalender für das Goethe-Jahr 1932“ (Berlin-Schöneberg; Schauer, 1,50 RM) mit 31 Bildern aus dem Goethekreis, Daten, Gedichten und Sprüchen des Dichters fürsten bereit, damit man sich wohl unterrichtet zeige und andere durch die als Postkarten verwendbaren Kalenderblätter erfreue. Goethe ist auch neben Wilhelm Busch Jahressregent für den „Lebensborn“ (Dresden: Limpert, 1,20 RM), das volkstümliche Familienjahrbuch, das die Fragen und Nöte der Gegenwart bepricht, um aus dem Meinungsstreit das Gemeinsame herauszuheben und aufzubauen. In demselben Verlag sind auch die sehr empfehlenswerten, nur 10 Pf. kostenden Kinder-Jahrbüchlein erschienen: „Kasperle“ für die Kleinsten, „Guckläuse“ für die 6- bis 10jährige Schuljugend, „Jungborn“ und „Bunter Kranz“ für 10- bis 14jährige Jungen und Mädel.

Hauptvorstand und Ortsgruppen

An die Herren Schatzmeister der Ortsgruppen!

Durch ein Anschreiben, welches Anfang November zum Versand kommt, wird ersucht, die Mitgliederbeiträge für 1931, soweit dies noch nicht geschehen ist, abzuführen. Gleichzeitig geht Ihnen das Abrechnungsformular für 1931 zu, sowie die vorgedruckte Postkarte zur Anforderung von Mitgliedsmarken und -tarten für 1932. Dabei ist zu beachten, daß erstmalig die Mitgliedsmarken für halbjährliche Zahlung ausgegeben werden.

Die Herren Schatzmeister werden daher auch nochmals an dieser Stelle ersucht, die Anfrage auf zugesandter Postkarte postwendend zu beantworten, und die Abrechnung mit der Kasse des Hauptvorstandes bestimmt bis Ende Dezember auszuführen, sowie die Mitgliederbeiträge einzusenden und die Bewilligungen für Wegebau und Schülerreisen abzuheben bzw. zu verrechnen. Zur Abhebung der Bewilligungen bedarf es der Einsendung einer Quittung sowie eines von mindestens drei Vorstandsmitgliedern unterzeichneten Nachweises, daß und wofür diese Beiträge verwendet worden sind.

Gleichzeitig mache ich auf den Hauptversammlungsbeschluß von 1930 aufmerksam, wonach Ortsgruppen, welche den Nachweis über die Beihilfen nicht einsenden und für das vergangene Jahr bis zum 31. Januar nicht abgerechnet haben, einen Anspruch auf eine Bewilligung irgendwelcher Art für das kommende Jahr nicht haben.

Die Herren Schatzmeister, die in diesem Jahre noch gar keine Beiträge eingehandt haben, wollen diese Zahlungen umgehend an die Hauptkasse leisten. Durch große laufende Ausgaben ist diese zur Zeit kaum imstande, ihren Verpflichtungen nachzukommen.

Mit Gruß über Berg und Tal!

Adolf Vogel

Schatzmeister des Hauptvorstandes.

Anschrift für das Postscheckkonto:

Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins

Hirschberg i. Rsgb.

Konto: Breslau 525 61.

Das Museum des Riesengebirgsvereins im Lichtbild.

Hans Ulrich Siegert hat im Auftrag des Hauptvorstandes mit gutem Blick für die künstlerische Wirkung und für das Wesentliche des Objekts 50 Aufnahmen von dem Museum und seinen Schätzen hergestellt.

Nachdem das Gebäude in seiner äußeren Erscheinung gezeigt ist, wird man in die Eingangshalle geführt, in der eine Tür mit reicher Bekrönung, die aus der Gnadenkirche stammt, den Blick auf sich zieht. Der Innungsraum wird vorgeführt und aus diesem die Lade der Schützenalde und das Gerät der Laboranten. Bei dem Ausschnitt aus der kirchlichen Abteilung steht das Modell der Hirschberger Gnadenkirche im Vordergrund; in dem kunstgewerblichen Raum sehen wir Schreinräume aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Es folgen das Patrizierhaus mit dem Relief des Seeschildes zwischen den Bogen der Lauben, das auf den überseehandel Hirschbergs deutet, einen Innenraum mit Tisch und Stühlen aus der Gnadenkirche (etwa 1720-30), Bibel und Postkarten darauf, Geldtasche des 17. Jahrhunderts und Bettchirm. Das Biedermeierzimmer, das Bauernhaus in mehrfacher Innen- und Außenansicht, Haustypen aus Schmiedeisen und Strickerhäuser nach Gemälden von Gertrud Staats, und ein Modell des Tirolerhauses aus Zillerthal werden vorgeführt. Zur Eingangshalle zurückgekehrt, schreiten wir an dem lebenswahren Abbild des Siegelschneiders Siebenhaar vorbei und hinauf in den großen Saal mit den

Gebirgsreliefs, sehen uns im Trachtenzimmer um und machen im Bilderzimmer vor der Büste von Max Heinzel halt. In einer Ecke fesselt uns ein Schrank mit eigentümlichen, längst vergessenen Musikinstrumenten. Aber es gibt noch viel mehr interessante Gegenstände, wie Gläser (8 Bilder) und Bunzlauer Geschirr (2 Bilder). Siebenhaar möchte man auch beim Gravieren auf die Finger sehen, da er aber gar nicht vom Flec kommt, wenden wir uns den Proben aus dem Schaffen eines lebenden Künstlers zu, den Porrärbüsten des Meisters Dell'Antonio in Warmbrunn.

Vor geschichtliche Funde, Hirschberger Buchebände in buntesfärbiertem und lackiertem, goldgeprägtem Bergament, ein Weihnachtszepter, früher in Lähn gebräuchlich, Stickereien aus Seide, Silber und Gold, vermutlich zurückgehend auf die Benediktinerinnen in Kloster Liebenthal, eine Seidentende aus der ev. Kirche in Schönau 1741, Heiligenbilder mit außerordentlich reicher Gold- und Seidenstickerei, bürgerliche Hauben, in Gold und Silber gestickt, aus gebüntem Seidentamast, garniert mit Gold- und Silberketten (11 Bilder), Scherenschnitte und die Rübezahl-Statuette aus Meißener Porzellan, das Jubiläumsgefecht der Landesgruppe Sachsen, das alles will noch mit Muße und Verstand betrachtet sein.

In sehr geschickter Weise wird ein fesselnder Einblick in den Reichtum des Museums gewährt, und es wäre sehr zu wünschen, wenn die Ortsgruppen von der Lichtbildreihe einen recht starken Gebrauch machen. (Verleih: Kaufmann W. Schwarzer, Hirschberg Rsgb., Bahnhofstr. 64.) Mit geringen Kosten kann durch die Lichtbilder, die durch den Museumskatalog und Erläuterungen von Direktor Dr. Meiß mühelos verständlich gemacht werden, den Mitgliedern ein anregender Abend geboten werden. Aber auch denen, die dem Verein noch fernstehen, wird eindringlich gezeigt, was der Riesengebirgsverein geschaffen hat und weiterführen soll.

Cottbus. Die Ortsgruppe veranstaltete unter Führung eines Mitgliedes vom 3. bis 5. X. eine Gesellschaftsfahrt ins Riesengebirge. Nach vorangegangenen schönen Tagen regnete es während der ganzen Bahnfahrt Cottbus-Hirschberg, jedoch schon vor Krummhübel kam die Sonne heraus, und bis zur Rückfahrt blieb uns das gute Wetter treu. Vom Bahnhof Krummhübel gingen wir nach Besichtigung der Lomnitztalspur nach Brückenberg, wo wir zu Mittag aßen. Die Schneekoppe lag klar vor uns und jetzt begann der Aufstieg über Schlingelbaude, Hampelbaude nach dem Schleiferhaus. Unmittelbar hinter der Schlingelbaude lag Schnee, welcher bis zur Hampelbaude ungefähr 10 Zentimeter Höhe hatte. Nach kurzer Kaffeepause in der Hampelbaude wanderten wir weiter und der Schnee wurde immer höher. Der Kammweg war stark verweht und es kam recht oft vor, daß ein Teilnehmer bis zum Knie einsank. Angesichts der Koppe erreichten wir vor dem Dünkelwerden das Schleiferhaus, wo Abendessen und Übernachtung bestellt waren. Am Sonntagvormittag blies der Wind recht kräftig, so daß nur einige Teilnehmer die Koppe ersteigen. Der Weg zur Prinz-Heinrich-Baude war stark verschneit, so daß wir auf direktem Wege zur Wiesenbaude gingen. Der Morgennebel verschwand immer mehr und am Nachmittag hatten wir Sonnenschein. Nach dem Mittagessen wanderten wir über die Kämme und durch den Weißwassergrund nach

Spindlermühle. Bis zur Weißwassergrundbaude begleitete uns liebenswürdigerweise der Sohn des Wirtes der Kämmebaude. Der Abstieg war infolge des auch hier noch recht hohen Schnees etwas beschwerlich, jedoch entschädigte dafür der schöne ebene Weg von der Weißwassergrundbaude ab. Zug unten das rauschende Wasser mit seinen vielen kleinen Fällen und auf den Höhen neben dem dunklen Grün die herrlichste Laubfärbung. In Spindlermühle war die zweite Übernachtung und schon um 8 Uhr morgens waren wir wieder marschfertig. Nach Besichtigung des Dries ersteigten wir froher Laune wieder den Kamm und zwar über Bärengrundbaude, Martinsbaude und Elbquellen zur Reifträgerbaude. Auch dieser Weg war, besonders von der Martinsbaude bis zur Elbsallbaude, sehr lohnend und befriedigend. Über die „Neue Schlesische“ und Zadelfallbaude war Ober Schreiberhan bald erreicht und von hier brachte uns die Bahn am Abend nach Cottbus zurück. Unter den Teilnehmern herrschte schönste Harmonie, und beim Abschied wurde von allen Seiten der Wunsch geäußert, bald wieder eine derartige Fahrt zu unternehmen. Wenn nicht früher, so soll solche Anfang Juni erfolgen.

Freiburg. Die neun Wanderungen und Ausflüge im Sommerhalbjahr führten unter recht erfreulicher Beteiligung in die nähere und weitere Landschaft der Kreise Böhlenhain, Jauer, Landeshut und in die Berge und Täler des Waldenburger Berglandes, der Grafschaft und des Riesengebirges. Nun ist vorläufig eine Pause in der fröhlichen Wanderzeit eingetreten, dafür wird aber andere gute Unterhaltung geboten werden. Am 17. X. wurde anlässlich des 39jährigen Bestehens der Ortsgruppe ein Familienabend veranstaltet, der unter zahlreicher Beteiligung der Mitglieder und ihrer Angehörigen — der hübsch geschmückte Saal der „Stadt Wien“ war bis auf den letzten Platz belegt — dank der wieder umsichtigen Vorbereitung des Kassierers, Herrn Hutmachermeisters Hoffmann, einen ausgezeichneten Verlauf nahm. Bei dieser Gelegenheit konnte der Vor., Herr Justizrat Brock, auch den früheren Vor. der Ortsgruppe Jannowitz und jetzige Mitglied der Freiburger Ortsgruppe, Herrn Bürgermeister Gombert-Hohenfriedeberg, begrüßen. Nach Musik- und Gesangsvorträgen des M. G. B. „Vaterland“ hielt Herr Oberlehrer Krause-Glogau einen Vortrag über „Mesopotamien, das Land Abrahams“. Zahlreiche Lichtbilder ergänzten den Vortrag in wertvoller Weise, so daß Herr Krause lebhafter Beifall zuteil wurde. Für den 10. XI. steht den Mitgliedern wieder ein Lichtbildervortrag („Unser schönes Riesengebirge“) bevor, und am 15. XII. soll wie in den Vorjahren wieder eine Weihnachtsfeier stattfinden, die immer stets großen Anstall fand. Daß die Ortsgruppe auch nach wie vor bemüht bleibt, Verkehrsverbesserungen zu treffen und die Schönheiten unserer Umgegend der Allgemeinheit zugänglich zu machen, beweist die im Laufe des Jahres ausgeführte Herstellung des Beisgrundweges. Trotz der schweren wirtschaftlichen Verhältnisse ist die Zahl der Mitglieder gestiegen und das Vereinsleben erfreulich reg. Möge es immer so bleiben!

Görlitz. Trotz ungünstiger Witterung am Vortage folgte dem Rufe unseres Wanderwarts Herrn Riese zu einer Heideteich-Wanderung auf unbekannten Pfaden eine wanderfrohe Schar. Schönster Sonnenschein empfing uns bei der Ankunft in Neuhammer. Blühende Heide, großer Pilz- und Beerenreichtum erfreuten des Wanderers

Müge und der Hausfrauen Herz, und verführten immer und immer wieder zu ergebigen Pfücken. In eigenartiger Stimmlung grüßten uns die Häselteiche, einher mit von dunklen Kiesernwäldern. Ein mit Birken besetztes Stück Uferstrand gab in seiner Wirkung von Grün und Weiß der Landschaft ein besonders schönes Bild. Nun ging es nur auf Pfaden zu den Eichwiesensteichen. Nach dreistündiger Wanderung ward Mühlbosc zu kurzer Mittagsrast erreicht. An den Barteichen vorüber führte nun der Weg zu dem größten der Heideteiche, dem Wohlen. In seiner Herbstfärbung nahm hier der Mischwald dem sonst so ernsten Heideteiche seine düstere Stimmung. Am Weidenteich entlang strebte unser Wanderwart nun durch abwechselnd reichen Wald dem Waldhaus bei Koblitz zu.

Die letzte der diesjährigen Wanderungen schloß sich würdig den früheren an. Manch unbekanntes Stück unserer engeren, so schönen Heimat ward uns damit wieder erschlossen. Die Jugendgruppe hatte am 11. X. eine Wanderung nach dem Lausitzer Gebirge, vornehmlich nach dem Oybin, unternommen. Die Wanderung führte zuerst auf den Töpfer, von dessen Aussichtsturm sich eine schöne Fernsicht bot. Nach einer längeren Rast führte der Weg durch die Felsenallee zu dem Hochwald, der von seiner Plattform ebenfalls einen Fernblick vom Riesengebirge bis zu den höchsten Punkten der Sächsischen Schweiz gewährte. Talwärts führte dann die Wanderung am Johannstein vorbei, ringsum der Orbiner Talsessel mit österen prächtigen Ausblicken auf den Oybin mit seiner interessanten Burgruine, die eingehend besichtigt wurde, worauf die Heimfahrt erfolgte. — Die Ortsgruppe veranstaltete am 16. X. ihren ersten Vereinsabend des Winterhalbjahrs. Der Vorl. Herr Wolf, sand herzliche Worte der Begrüßung und betonte, daß sich der Vorstand trotz der schweren Notzeit dazu entschlossen habe, schlichte Veranstaltungen auch weiterhin abzuhalten, Veranstaltungen, die dazu beitragen sollen, die Sorgen des Alltags zu vergessen, um neue Kräfte für ihn zu sammeln. Herr Wolf dankte besonders der Ortsgruppe Seidenberg für das zahlreiche Grünscheinen und erledigte interne Vereinsangelegenheiten. Er erzählte dann anschließend von der Arbeit des RGV und zeigte neue Lichtbilder aus dem Riesengebirge, die tief hineinschauen ließen in das Wunderbare der Berge, zusammengestellt von einem Wanderer, der in ihre Schönheit eingedrungen ist und der Natur Bestes abgelauscht hat. Zur weiteren Bereicherung hatte sich Herr Eicheltraut zur Verfügung gestellt, der Lieder von Schumann, Raum und Lieder aus Operetten vortrug. Zu Herrn Tomasewsky fand er einen verständnisvollen Begleiter am Flügel. Auch ihnen wurde herzlicher Beifall zuteil.

Greiffenberg. Mit einer Vorstandssitzung in Krautschits' Gaststätte wurden die Arbeiten nach den Ferien der Ortsgruppe wieder aufgenommen. Der Vorsitzende berichtete zunächst über die Herbstversammlung der drei sächsischen Gebirgsvereine, welche am 19. und 20. IX. auf der Peterbaude stattgefunden hat und an welcher er teilnahm. Das Erzgebirge war außerdem vertreten durch die Herren Badelektor Müller und Kantor Schwertner, Bad Flinsberg. Verschiedene Eingänge wurden bekanntgegeben, darunter die Erzählungen der Schüler und Schülerinnen der 2. Klasse unserer heimischen Volksschule, in welchen die Kinder ihre Eindrücke auf einer Reise ins Erzgebirge schildern, zu der der RGV eine Beihilfe gespendet hatte. Am 7. XI. soll ein Vortragssabend in Seyfferis' Gasthaus stattfinden, und zwar über das Thema: „Vom Hexenmeister des Altertums bis zum modernen Zauberkünstler.“ Vortragender Herr Gustav Bub, Görlitz, welcher

durch verschiedene Görlitzer Vereinigungen, besonders durch den Gewerbeverein Görlitz bestens empfohlen wird. Von irgendwelchen großen Festlichkeiten wird in diesem Jahre insofern der wirtschaftlichen Verhältnisse abgesehen. Das 50jährige Jubiläum der Ortsgruppe soll am 6. II. 1932 durch eine würdige Feier begangen werden. Der Beitrag für 1932 wird um 50 Pf. erhöht und beträgt statt 6 RM. nur 5,50 RM.

Gräfinau. Der Wald um den Aussichtsort Bethlehem ist durch den Anlauf eines 400 Morgen großen Stückes erweitert worden. Durch diesen neuen Besitz hat der Forstfiskus einen fast 4 Meter breiten Weg anlegen lassen, den man ideal nennen kann. Vom Waldrestaurant Bethlehem aus benützt man den Weg nach Liebau, und bald fällt hinter dem großen Steinbruch der neue breite Weg auf. Er führt zuerst in ein liebliches bergiges Tal mit Mischwald, vor dem Wanderer türmt sich der aus dem Siebenjährigen Kriege berühmte Angenelliberg auf, auf welchem noch Schanzen sichtbar sind, und verschließt das Tal. Der Weg windet sich nun in tiefen Serpentinen den Berghang des Reichhennersdorfer Berges hinauf, und wenn die Höhe erreicht ist, wird der Wanderer durch eine föstliche Aussicht belohnt. Bis zur Heuscheuer, bis zu den böhmischen Bergen reicht der Blick, und zu Füßen liegt das freundliche Biedertal mit seinem berühmten Kloster Gräfinau. So ist ein bisher nicht beachteter Aussichtspunkt geschaffen worden. In zierlichen Lehren führt der Weg hinab ins Biedertal und mündet in den Fahrweg Bethlehem-Reichhennersdorf-Landeshut ein; links Wald, rechts freie Aussicht, vor uns der lange, hohe Berg. Am Ende der Straße, an ganz einsamer Stelle, baut sich nun ein naturliebender Landwirt ein Holzhaus ganz allein. Aus Holz geschnitten Hirschgeweihe sollen den Giebel, Moospolster das Dach zieren. Die Holzwände füllen Sägespäne und Torsmull, kein Ziegel wird verwendet.

Guben. (Kyau, Kl. Neissestr. 9.) Die Ortsgruppe Guben besuchte am 11. X. die Ortsgruppe Cottbus. Die Herren des Vorstandes empfingen die Mitglieder der Gubener Ortsgruppe auf dem Bahnhof. Mit seinem Geschick und historischer Einstellung verstanden sie es, uns die Schönheiten ihrer Stadt vor Augen zu führen. Vorüber gings am schönen Stadttheater, dem alten Spremberger Torturm, dem Denkmal des Generals von Alvensleben, dem Gefallenendenkmal der 52er und anderen in der Stadt aufgestellten Denkmälern. Bewundert haben wir die in schwerer Notzeit einst mit eisernen und silbernen Nägeln geformten Wappen der Stadt und des Landes an der Tür des alten Rathauses. Der Rundgang führte uns vorbei an dem alten Backsteinbau der Franziskaner Klosterkirche, heute Wendischen Kirche, in der sonntäglich wendischer Gottesdienst gehalten wird, durch die Klosterpforte hin zum alten Münzturm und dem stattlichen Bau des Landgerichts auf künstlichem 20 Meter hohen Sandhügel an der Spree, der einst die alte Burg und später das Schloß trug, dessen Bergfried noch heute über die Stadt schaut. An der Spree entlang wanderten wir weiter zum Branitzer Park, den Fürst Bückler nach Verkauf der Muskauer Herrschaft in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts schuf. Über allem ein tiefblauer Himmel und strahlender Sonnenschein, der das Herbstlaub in allen Schattierungen von Rot und Gelb aufleuchten läßt. In einer Laube steht die Bronzefigur der zu des Fürsten Lebzeiten berühmten Sängerin Henriette Sonntag. Eigenartig in einem Teiche erhebt sich eine 20 Meter hohe Erdpyramide, in deren Innerem der Fürst und seine Gattin, eine Tochter des Staatskanzlers v. Hardenberg, beigesetzt sind. Auf einer

kleinen Insel davor trägt ein mächtiger Findling mit einem Kreuz geschmückt schlicht die Namen der beiden Ehegatten. Eine andere kleinere Pyramide führt die Inschrift aus dem Koran: „Gräber sind Verschüben einer fernen neuen Welt.“ Inmitten des Parkes steht das Schloß, das einst von Mitgliedern der königlichen Familie und literarischen Berühmtheiten viel besucht war. An der fröhlichen Kaffeetafel in Branitz hielten die beiden Vorsitzenden der Ortsgruppe Cottbus und Guben launige Begrüßungs- und Gegenrede, die das gute Einvernehmen betonten. Leider fehlte die ebenfalls eingeladene und zum Niederlausitzer Bunde gehörige Ortsgruppe Forst. Ein wundervoller Spaziergang bei untergehender Sonne und wallenden Herbstnebeln nach Kiekebusch, wo noch ein Tanzchen die frohe Stimmung erhöhte, und die Rückfahrt nach Cottbus beschlossen den schönen Herbstsonntag.

Hain. Die Ortsgruppe, die auf eine vierzigjährige rege Vereinstätigkeit zurückblicken kann, feierte am 19. IX. ihr Jubiläum. Einem Prolog in schlechter Mundart, von Hotelbesitzer Alfons Scholz verfaßt, folgte die Begrüßung durch den Vorsitzenden Lehrer Tünimler. Für den Hauptvorstand und die Ortsgruppe Hirschberg, die durch mehrere Abgeordnete vertreten waren, sprach Geschäftsführer Siegert. Zur Verschönerung des Abends trugen die „Tschenteborn“ mit der „Austine“ bei. Großen Beifall fand die Posse „Monsieur Hercules“, die flott gespielt wurde. Alle Darbietungen lösten herzerquickendes Lachen aus, und in fröhlicher Stimmung blieben die Teilnehmer bei Tanz noch einige Stunden beisammen.

Hamburg. (Stadtschulrat Scheer, Geschäftsstelle Gänsemarkt 22, Henry Höher.) Die am 9. X. von dem 2. Vorl. Herrn Oberingenieur Blum eröffnete Versammlung war von 35 Mitgliedern und Gästen besucht. Nach Verlesung und Genehmigung des Protokolls begrüßte Herr Blum die anwesenden Gäste. Unter Bericht des Wanderausschusses warb Herr Otto Höher für die kommende Schnitzeljagd. Für den Festauschluß sprach Herr Körner. Unter Punkt Berchiedenes bat Herr Henry Höher den Wanderausschuß, den Monatsversammlungen über die stattgefundenen Wanderungen zu berichten. Dieser Wunsch löste eine größere Debatte aus, woran sich die Herren Blum, Bubenberg, Bureich und Körner beteiligten. Nach Schluss der Versammlung um 21½ Uhr hielt eine Fidelitas Gäste und Mitglieder noch lange zusammen.

Nächste Wanderungen: Sonntag, 8. XI., 8,18 Uhr, ab Altona-Kaltenkirchen-Bahnhof (Sonntagskarte Quidborn lösen), Wanderung in das Himmelsmoor, Hasloch, Wulfsmühle (etwa 20 Kilometer). Führer Herr Körner. — Sonntag, 22. XI., 8,30 Uhr, Hbg. Hbf. (Sonntagskarte Stelle lösen), Maischen, Hallonen, Buchwedel (etwa 18 Kilometer). Führer Herr Otto Höher. — Sonntag, 6. XII., 8,52 Uhr, ab Blankenese bis Rissen, Wanderung durch das Klovensteingebüge nach Pinneberg (etwa 16 Kilometer). Führer Herr Henry Höher.

Hirschberg. In der Ortsgruppe hielt am 7. X. nach Erledigung des geschäftlichen Teiles Hans Ulrich Siegert einen Lichtbildervortrag „Vom richtigen Sehen in der Photographie“. Der Vortrag und die gezeigten Lichtbilder bestätigten wieder, daß wir es hier mit einem Künstler zu tun haben, der sehenden Auges durch unsere schöne Bergwelt geht und daher manches auf die Platte bannt, woran andere achthlos vorübergehen. Und so entstehen denn diese schönen Bilder, die uns unser Riesengebirge so lieb machen. Der Vortrag brachte auch wertvolle Anregungen für die Liebhaberphotographen über den Aufbau eines Bildes usw. Der Redner erntete lebhaften Beifall der Anwesenden.

Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins

Vorsitzender: Studienrat Dr. Lampf, Hirschberg-Cunnersdorf, Friedhofstraße 20. — Schatzmeister: Juwelier Adolf Vogel, Hirschberg (Rsgb.), Schildauer Straße 4. Postscheckkonto: Breslau 52561.

Herbergsleitung u. Jugendwanderer-Auskunftsstelle

Ulrich Siegert, Hirschberg (Rsgb.), Bergstraße 30.

Wo treffen sich die Röver?

In Hirschberg:

1. Postchänke, Poststr., wochentags von 18—20 Uhr, am Röver-Tisch
2. Hotel „Schwarzer Adler“, äußere Burgstr. 33, 3. Mittgl.-Versamml. jed. 1. Dienstag im Monat um 20 Uhr;

in Schreiberhau:

jede Woche. Tag und Stunde wird am Schaufenster des Verkehrsbüros bekanntgegeben.

Angaben der Treffpunkte anderer Ortsgruppen erwünscht!

Museum u. Bücherei des Riesengebirgsvereins

Hirschberg (Rsgb.), Kaiser-Friedrich-Straße 28. Geöffnet wochentäglich, außer Freitag, von 9—12, 3—4:30 Uhr (Klingel neben der Haustür). Anmeldung von Schulen und Vereinen unter Angabe der Besucherzahl rechtzeitig bei Herrn Konrektor i. R. K. Vogt, Hirschberg-Cunnersdorf, Fichtestraße 12.

Hauptverkehrsstelle für das Riesen- und Isergebirge

Hirschberg (Rsgb.), Promenade 34 I

Fernruf 970.

Handke'sche Hirsch-Apotheke

Hirschberg im Riesengeb. Bahnhofstraße 17, Fernruf 363 Nächste am Bahnhof, neben der Post. Gesonderte homöopathische Abteilung

Max Schlicker, Schreiberhau

Telephon 9 * Gegründet 1895 Weingroßhandlung mit vornehmen Weinstuben

Grenzbauden

Tippeltbaude

Post Kleinaupa i. B. Telephon Kleinaupa 1 und

Schlesische Grenzbaude

Post Schmiedeberg i. Rsgb., Tel. Schmiedeberg 263 hält sich bestens empfohlen. Besitzer Ignatz Tippelt.

Wilh. Gottl. Korn

Breslau 1, Schweidnitzer Straße 47

Sammel - Nummer: 52611

Großdruckerei

für umfangreiche Werke, Zeitschriften, Wertpapiere und Geschäftsdrucksachen jeder Art :: Offsetabteilung

Kupfertiefdruckanstalt

Herstellung von Ansichtskarten, illustr. Zeitungen, Kunstblättern, bildreichen Prospekten und Katalogen

Klischeeanstalt

Künstl. Entwürfe, Retusch. Mehrfarbenätzungen jeder Klischeeart in höchster Vollendung :: Vernickelung



Haus der Qualitätsarbeit

Heufuderbaude

1107 Meter (Isergebirge), 40 Betten, Bad, Zentralheizung, Voll-Pension. Sportlehrer; Prospekte frei. Post und Bahn Bad Flinsberg (Isergeb.), Fernruf 220. Inh. A. Kober

Riesengebirgsfreunde!

verlangt überall im Gebirge den

Wanderer im Riesengebirge!

Der Sportfreund liest die

Ostdeutsche Sport Zeitung

Einzelpreis 15 Pf.

mit Unfallversicherung für den Todesfall, Voll- und Teil-invalideität, ohne besondere Kosten

Probenummern und Prospekte kostenfrei und unverbindlich vom Verlag, Breslau 1, Schweidnitzer Straße 47

Schlesien

Eine Monographienreihe des Verlages Wilh. Gottl. Korn, Breslau

Als erster Band ist erschienen:

Das Riesengebirge in der Malerei der Romantik

von Dr. GÜNTHER GRUNDMANN

Ein Bekennnis zu Schlesien ist diese Monographienreihe, deren erster Band aus der Feder des bekannten schlesischen Kunsthistorikers Dr. Günther Grundmann stammt. Wer Schlesiens schönste Landschaft, das Riesengebirge, kennt, wird sie in diesem Buch wie in einem Spiegel sehen — geleitet vom Werk jener Künstler, die das Geheimnis der Gebirgsromantik zu ihrem eigenen machten. Wem aber Schlesien und das Riesengebirge fremd ist, sollte es gerade durch dieses Buch kennenlernen wollen.

Aus Wort und Bild spricht die deutsche Seele, die im Zusammenhang der wilden, urwüchsigen Größe und Herbeit des Riesengebirgskamms mit der Lieblichkeit des sanft gewellten Vorlandes ein Gleichnis und Mittel sah, die Welt und damit das Schicksal der Menschen zu deuten.

Der Wissenschaftler findet hier ein noch unbekanntes und wichtiges Material, der Künstler entdeckt die Geschichte seiner Vorkämpfer, der wandernde Mensch aber lernt die Natur in einem neuen Sinne genießen.

Das Buch umfaßt 160 Seiten mit 100 Abbildungen. Hervorragende Reproduktionen, verbunden mit gutem Satz und Druck, machen es zu einem gedenkenswerten Schmuck für jede Bibliothek und zu einem schönen Geschenkband. Ladenpreis 5,50 RM. Das Buch kann durch jede Buchhandlung verlangt werden.

**Verlagsbuchhandlung
Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1**